

universitas

DAS MAGAZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG, SCHWEIZ | LE MAGAZINE DE L'UNIVERSITÉ DE FRIBOURG, SUISSE

01|2021/2022

Erfahrungen einer Fledermaus 46
Ein Lehrbuch zum Thema Ungleichheit

Art contemporain 50
«Friart est né du vide»

Horizon Europe 58
Et maintenant, que va-t-on faire?

UNI
FR
■

UNIVERSITÉ DE FRIBOURG
UNIVERSITÄT FREIBURG



Die Schweiz

Ordonnée, colorée, diversifiée

Impressum

universitas

Das Wissenschaftsmagazin
der Universität Freiburg
Le magazine scientifique
de l'Université de Fribourg

Herausgeberin | Editrice

Universität Freiburg
Unicom Kommunikation & Medien
www.unifr.ch/unicom

Chefredaktion | Rédaction en chef

Claudia Brühlhart | claudia.bruehart@unifr.ch
Farida Khali (Stv./adj.) | farida.khali@unifr.ch

Art Direction

Claudia Brühlhart | claudia.bruehart@unifr.ch
Daniel Wynistorf | daniel.wynistorf@unifr.ch

Gestaltung | Graphisme

Daniel Wynistorf | daniel.wynistorf@unifr.ch

Adresse

Universität Freiburg
Unicom Kommunikation & Medien
Avenue de l'Europe 20, 1700 Freiburg
www.unifr.ch

Online | En ligne

www.unifr.ch/universitas

Autor_innen | Auteur·e·s

Matthias Fasel | matthiasfasel@hotmail.com
Roland Fischer | roland@scifischer.net
Benedikt Meyer | info@benediktmeyer.ch
Patricia Michaud | info@patricia-michaud.ch
Ori Schipper | ori_schipper@sunrise.ch
Daniel Saraga | danielsaraga@saraga.ch

Titelbild | Image couverture

Stéphane Schmutz | info@stemutz.com

Bilder Dossier | Images dossier

Stéphane Schmutz | info@stemutz.com

Fotos | Photos

Stéphane Schmutz | info@stemutz.com
Alan Humerose | humerose.com
Eliane Laubscher | archivesdufuturanterieur.net
Getty Images | gettyimages.com

Sekretariat | Secrétariat

Marie-Claude Clément | marie-claude.clement@unifr.ch
Antonia Rodriguez | antonia.rodriguez@unifr.ch

Druck | Impression

Imprimerie MTL SA
Rte du Petit Moncor 12
1752 Villars-sur-Glâne

Auflage | Tirage

9'300 Exemplare | dreimal jährlich
9'300 exemplaires | trois fois par année

ISSN 1663 8026

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
Tous droits réservés.
La réimpression n'est autorisée qu'avec
l'accord de la rédaction.

Die nächste Ausgabe erscheint im April 2022.
La prochaine édition paraîtra en avril 2022.

Editorial

Gehören Sie zu den Personen, die Aromat mit in die Ferien nehmen? Welches kulinarische Erzeugnis verbinden Sie ganz klar mit der Schweiz? Gibt es Produkte, die Sie zurück in die Kindheit katapultieren? Wir haben unsere Mitmenschen mit diesen Überlegungen konfrontiert. Das Resultat der Umfrage ist ganz und gar nicht repräsentativ und stützt sich einzig und alleine auf *soft factors* wie das Bauchgefühl oder die Erinnerung.

Ebenso abwechslungsreich, überraschend und bisweilen schwer verdaulich wie die abgebildeten Gaumenfreuden sind auch die Beiträge im Themendossier. In guter Schweizer Manier preisen wir in Zahlen und Statistiken verpackt unser Gesundheitssystem und rühmen mit der uns eigenen Bescheidenheit die doch eher gut funktionierende Demokratie. Wir nehmen uns aber auch bei der Nase und wagen den Blick in den Spiegel der Vergangenheit. Stichworte wie «Nicknegerli» oder «Globis Weltreise» treiben uns die kollektive Schamesröte ins Gesicht.

Stolz mag kein Adjektiv sein, das man so spontan mit Schweizer_innen in Verbindung bringt. Zufriedenheit oder auch Dankbarkeit, ja. Aber gibt es etwas, worauf die Menschen in der Schweiz stolz sind? Ich wage zu behaupten, dass die Mehrsprachigkeit in vielen ein dem Stolz doch sehr nahekommenes Gefühl weckt. Nicht zuletzt an der Universität Freiburg schmücken wir uns gerne mit dem Label der einzigen zweisprachigen Universität der Schweiz. Und dies zu Recht. Le bilinguisme fait partie intégrante de l'esprit de notre Université. Commander un croissant à la mensa, discuter avec un concierge, avec les étudiant·e·s dans les couloirs ou dans les salles de cours et, pour cette édition, aussi dans certains articles du dossier. Et oui, nous en sommes fiers.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen, chères lectrices et chers lecteurs, ein angenehmes Ausklingen dieses Jahres und de bonnes fêtes.

Cordialement,
Claudia Brühlhart
Rédactrice en chef



UNIVERSITÉ DE FRIBOURG
UNIVERSITÄT FREIBURG

Inhalt | Sommaire

News

6 Fluidifier les échanges

Fourmis: une manière bien particulière de passer l'info

Portrait

8 Unbekanntes Kapitel eines bekannten Schriftstellers

W.G. Sebald (1944 – 2001), mehrfach ausgezeichnete deutscher Schriftsteller

10 Dossier Die Schweiz

12 «On fait avec et on bricole» Zum Umgang mit der Mehrsprachigkeit

16 Longue vie à la population suisse! Pour une véritable culture nationale de la santé publique

21 Demokratie unterm Apfelbaum La démocratie suisse entre mythe et réalité

24 Gibt es einen Schweizer Islam? Analyse einer kontroversen Frage

28 «Wir waren nicht dabei» Doch, Kolonialismus bedingt keine Kolonien

32 (K)eine Geschichte in schwarz-weiß Zum Schicksal der nickenden Spendendose

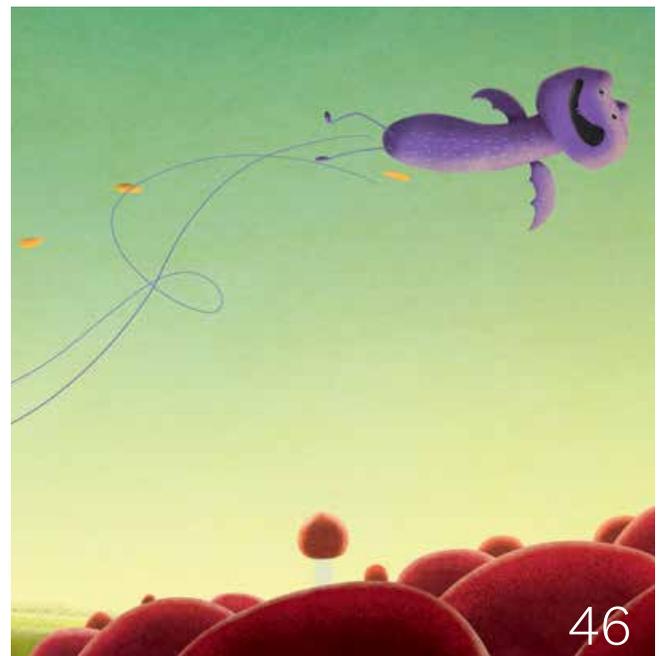
34 Au-delà des «Kuhschweizer» Quand les humanistes défendaient l'identité suisse

38 Landsgemeinde forever? Eine Betrachtung der schweizerischen Kommunikationsmittel

40 Un souffle démocratique dans l'Eglise catholique «Toutes et tous les baptisé-e-s ont leur mot à dire»

43 Den Röstigraben überbrücken Wie geht Verbandsarbeit zwischen Tütschschwizzer_innen und Welschen?

10





- 46** **Forschung & Lehre**
Eine Fledermaus macht Schule
Im Kinderbuch «Quer» sensibilisieren Delta, Hysi und Polka Schüler_innen für Ungleichheiten und Machtspiele. Gespräch mit den Mitautor_innen des Instituts für Mehrsprachigkeit
- 50** **Recherche & Enseignement**
Histoire de l'art vivante
Dans le terreau de la culture alternative fribourgeoise
- 54** **Interview**
«Wir werden überflutet mit Informationen»
Expert_innen aus den Bereichen Public Health, Mensch-Computer-Aktion, Machine Learning und Big Data sprechen über Data Literacy. Über was?
- 58** **Fokus**
«Personne n'y trouve son compte»
«Où en sommes-nous avec Horizon Europe?»
- 61** **People & News**
Namen und Auszeichnungen
Was gibt's Neues an der Unifr?
- 62** **Du tac au tac**
Hansjörg Schmid
Directeur du Centre Suisse Islam et Société (CSIS) de l'Université de Fribourg



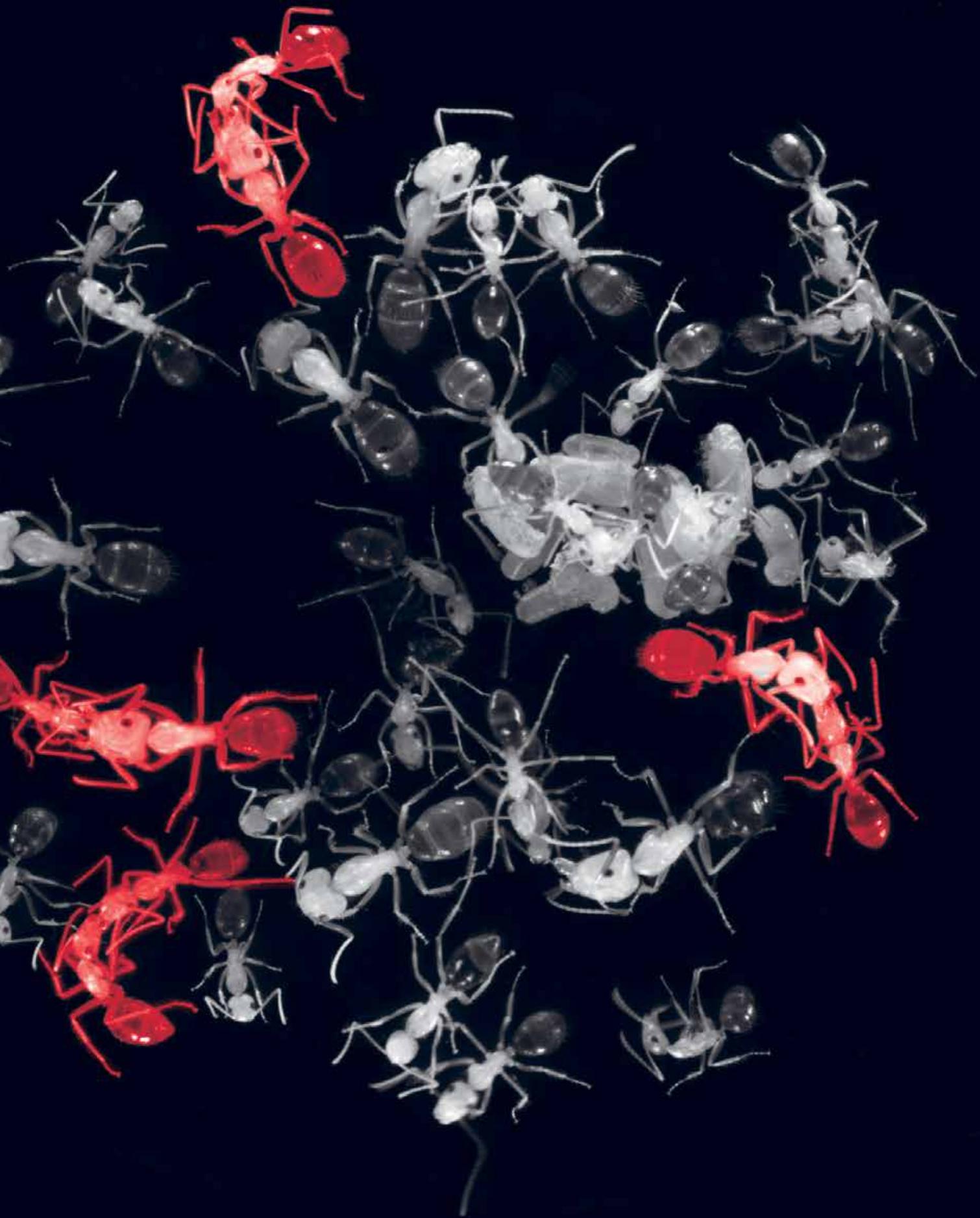
online | en ligne
www.unifr.ch/universitas

Fluidifier les échanges

La communication n'est pas un art facile: en quittant nos lèvres, les mots prennent parfois une vie propre et un sens tout à fait inattendu pour celui ou celle à qui on s'adresse. Les fourmis semblent avoir trouvé une parade en crachant littéralement leur message dans la bouche de leur interlocutrice. En effet, Les fourmis ont deux estomacs: un pour digérer leur propre nourriture et un autre – qui vient en premier – dit estomac «social» pour stocker les fluides qu'elles partagent avec les autres fourmis de leur colonie. Les recherches d'Adria LeBoeuf, professeure assistante, responsable du Laboratoire des fluides sociaux de l'Unifr, montrent comment les fluides transmis de bouche à bouche dans une colonie de fourmis leur permettent de diviser et de partager le travail métabolique et de s'adapter aux besoins de la colonie. Cette découverte est la dernière en date à suggérer que les colonies d'insectes sociaux fonctionnent de la même manière qu'un organisme unique composé de nombreux individus et fournit de nouvelles informations sur la manière dont elles y parviennent.

unifr.ch/news





Unbekanntes Kapitel eines bekannten Schriftstellers

Der vielfach ausgezeichnete Schriftsteller W. G. Sebald (1944 – 2001) gilt insbesondere im angelsächsischen Sprachraum als einer der herausragendsten deutschsprachigen Schriftsteller der jüngeren Vergangenheit. Aus Anlass der zwanzigsten Wiederkehr seines Todestags am kommenden 14. Dezember sei an die wenig bekannte Tatsache erinnert, dass er an der Universität Freiburg studiert und abgeschlossen hat. **Martin Good**

Sebald nahm 1963 in Freiburg im Breisgau das Studium der Germanistik und Anglistik auf. Dem Unterricht konnte er wenig abgewinnen und fand – es war die Zeit der ersten Auschwitzprozesse – die Verdrängung der Nazivergangenheit insbesondere an der Universität unerträglich. Zudem wollte er sich aus der finanziellen Abhängigkeit von seinen Eltern lösen. Ab Herbst 1965 setzte er deshalb das Studium im schweizerischen Freiburg fort, wo er ein Jahr schneller abschliessen und unentgeltlich bei seiner drei Jahre älteren Schwester wohnen konnte.

Studentenleben

Sebald bezog im September 1965 ein winziges gefangenes Zimmer in der obersten Wohnung an der Lausannegasse 11, die bereits von seiner Schwester, ihrem aus Freiburg stammenden Mann und der wenige Wochen alten Tochter, Sebalds Patenkind, bewohnt wurde. Er hat sich die französische Sprache ohne Vorkenntnisse in Freiburg angeeignet, vorab im Umgang mit seinem welschen Schwager und dessen Familie. Das Zusammenleben war trotz der beengten Wohnsituation und der knappen Geldmittel harmonisch und unbeschwert. Sebald genoss die Freiheit von den Zwängen, die ihm in Deutschland zugesetzt hatten. Er war ein gewissenhafter Student, der oft in der Bibliothek sowie bis spät in die Nacht hinein in seiner Klausur arbeitete, wo er seine Arbeiten mit dem «System Adler» auf einer Hermes-Schreibmaschine tippte. Am kulturellen Leben der Stadt

nahm er nur als Kinogänger teil; er erzählte später oft von Filmen, die er in Freiburg entdeckt haben dürfte (Fellini, Godard, Truffaut u.a.m.).

Prägungen fürs Leben

Der für Sebald wichtigste Professor war Ernst Alker, ein Österreicher, der 1934 vor den Nationalsozialisten nach Schweden flüchtete und ab 1946 an der Universität Freiburg Literaturgeschichte lehrte. Alker betreute Sebalds mit *summa cum laude* bewertete Lizentiatsarbeit über Carl Sternheim (Original in der Kantons- und Universitätsbibliothek KUB). Zweifellos hat Alker mit seiner klaren Haltung gegenüber den Nazis und seinem «Migrationshintergrund» den zukünftigen Schriftsteller stark beeindruckt: Emigration und Exil blieben für Sebald Leitmotive. Auch dürfte Sebalds lebenslange Vorliebe für Gottfried Keller sowie für die österreichische Literatur in der Begegnung mit Alker wurzeln (dessen Seminar im Wintersemester 1965/66 dem Österreicher Hofmannsthal gewidmet war). Sebald hat auch bei den Professoren Eduard Studer (germanische Philologie) sowie James Smith (Anglistik) studiert. Letzterer, auf seine Weise ebenfalls ein Emigrant, war für Sebald, dessen Leben und Werk von einer gewissen Melancholie durchzogen war, die erste Begegnung mit einer spezifisch englischen Ausprägung dieser Gemütsstimmung (so Carole Angier in der kürzlich erschienen Biografie).

Sebalds Werke haben oft eine autobiographische Grundierung und können klar

verortet werden, aber es sind keine Textstellen mit einem Bezug zu Freiburg bekannt, abgesehen von Hinweisen auf sein Studium in der «französischen Schweiz». Vielleicht werden dereinst Publikationen aus dem Nachlass Äusserungen zu Freiburg zu Tage fördern. Damit fehlt Sebald leider vorerst in der von der KUB angelegten Sammlung literarischer Zeugnisse (siehe «Fribourg vu par les écrivains», 2. Auflage 2015). Wie Sebald das Freiburg der 1960er-Jahre gesehen hat, lassen immerhin einige mit sicherem Auge geschossene Fotografien erahnen, die er mit der Kamera seines Schwagers aufgenommen hat. Es ist zu hoffen, dass diese Bilder eines Tages in die KUB gelangen und so für die Nachwelt konserviert werden.

Weiter nach England

Bereits im März 1966 wusste Sebald, dass er Freiburg bald wieder verlassen würde, da er die Zusage für eine Lektorenstelle in Manchester erhalten hatte. Freiburg und seine Universität haben in Sebalds Werk soweit ersichtlich keinen Niederschlag gefunden, und es gibt, abgesehen von den lebhaften Erinnerungen seiner Angehörigen, auch sonst kaum Spuren seines Aufenthalts. Aber es war zweifellos ein glückliches und prägendes Jahr im Leben dieses bemerkenswerten Schriftstellers.

Martin Good ist ehemaliger Direktor der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg (KUB).



Winfried Georg Sebald wurde am 18. Mai 1944 in Wertach im Allgäu geboren; am 14. Dezember 2001 kam er bei einem Verkehrsunfall in England ums Leben. Seinen Vornamen lehnte er als «Nazi-Namen» ab und benutzte nur die Initialen; privat liess er sich Max nennen. Nach dem Studienabschluss an der Universität Freiburg 1966 wanderte er nach England aus, wo er ab 1970 an der University of East Anglia in Norwich lehrte, ab 1988 als Professor für deutsche Literatur. W. G. Sebald wurde in den 1990er-Jahren einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, insbesondere dank den von Hans Magnus Enzensberger in der Anderen Bibliothek herausgegebenen Büchern «Schwindel. Gefühle.» (1990), «Die Ausgewanderten» (1992) sowie «Die Ringe des Saturn» (1995). Bis zu seinem frühen Unfalltod im Jahr 2001 folgten insbesondere die kontroverse Studie «Luftkrieg und Literatur» (1999) sowie der Roman «Austerlitz» (2001).

Die Schweiz



«Sur nos monts quand le soleil, annonce un brillant réveil...»
Qui connaît la suite? Même si la mémoire nous fait souvent défaut ou si nous avons plutôt tendance à souligner les éléments qui nous éloignent, nous, les Suisses, avons, en réalité, une multitude de points communs: une certaine vision du monde, du vivre ensemble, de la démocratie, du propre en ordre... De grandes conceptions et tant de petits détails qui font le sel de la Suisse. Franchement, «on n'est pas bien chez nous»?



«On fait avec et on bricole»

Quels sont les avantages et inconvénients du plurilinguisme en Suisse? Wieso droht eine Linguistisierung der Grenzen? Und warum kann es beleidigend sein, mit einer Person aus Deutschland hochdeutsch zu reden? Analyse et échange entre les linguistes Raphael Berthele, Helen Christen et Philippe Humbert. **Matthias Fasel**

Als ich diesen Sommer im Kanton Schwyz in den Ferien war, fiel mir auf: Personen aus der Romandie und der Deutschschweiz sprechen häufig englisch zusammen. Ist das die neue Realität?

Helen Christen: Schön, dass sie miteinander reden, würde ich zu dieser Anekdote sagen. Das ist das Wichtigste, erst anschliessend kann man womöglich darüber diskutieren, welche Sprachen für die Kommunikation geeignet sind.

Raphael Berthele: Genaue Daten zu diesem Phänomen gibt es nicht, aber es gibt die Volkszählungsdaten – und die sind eindeutig: Englisch ist in der Schweiz die meistgelernte Fremdsprache.

Kein Problem also, dass die englische Sprache in der Schweiz auf dem Vormarsch ist?

Raphael Berthele: Es ist wichtig, zu trennen zwischen der persönlichen Meinung und dem, was man wissenschaftlich sagen kann. Natürlich finde ich es merkwürdig, wenn zwei Schweizer_innen zusammen englisch sprechen. Aber aus wissenschaftlicher Sicht ist es so, dass es für das gute Funktionieren einer Institution oder eines Gemeinwesens ausschliesslich relevant ist, dass sich die Leute einigermassen verstehen – und verstehen wollen. Ohnehin wüsste ich auch nicht, wie man Gegensteuer geben könnte. Die Macht des Englischen ist international enorm, egal ob in der Wissenschaft, in der Wirtschaft oder in der Kultur. Dagegen mit sprachpolitischen Massnahmen anzugehen, ist ausserordentlich schwierig. Wir leben in einem freien Land, man kann den Leuten in gewissen institutionellen Kontexten vorschreiben, welche Sprache sie zu verwenden haben, mehr nicht.

Philippe Humbert: Malgré tout, institutionnellement, ce sont les langues nationales qui comptent le plus, qui jouent un rôle barrière dans l'accès à certains postes ou à certaines fonctions de l'Etat. On doit parler français si on travaille pour le Canton de Vaud, par exemple. Ici, à l'Université de Fribourg, même les professeur·e·s d'anglais qui arrivent des Etats-Unis doivent s'y mettre, parce que les conseils de faculté se déroulent en allemand et français. Les débats politiques se discutent également dans les langues nationales. C'est assez subtil, mais l'anglais a ses limites.

Quels sont les avantages du plurilinguisme pour la Suisse?

Helen Christen: Diversität gilt heutzutage per se als etwas Positives. Zwar werden in jedem Land mehrere Sprachen gesprochen. Das Spezielle an der Schweiz ist allerdings, dass nicht nur die Sprache einer Mehrheit, sondern mehrere Sprachen den rechtlichen Status als Landessprache haben. In meinen Augen ist das ein Glücksfall.

Philippe Humbert: La question que je poserais est plutôt: peut-il y avoir des inconvénients? J'ai l'impression qu'aujourd'hui tout le monde croit qu'il n'y a que des avantages. Moi-même, quand j'ai commencé mes études en sciences du plurilinguisme, il y a dix ans, j'avais l'idée que cette diversité était géniale. Mais, petit à petit, quand je sors de mon cocon académique je me demande: à qui profite ce plurilinguisme? Y a-t-il de vrais avantages? Par exemple financiers ou sociaux, pour se faire un réseau et avoir accès à des postes de pouvoir? Est-ce qu'on va plus facilement voter pour vous parce que vous êtes plurilingue? Je n'en suis pas sûr. Et il y a aussi des difficultés d'ordre pratique.

Par exemple?

Philippe Humbert: Pour organiser un événement dans deux, trois langues, il faut des personnes suffisamment compétentes pour pouvoir rédiger, traduire et relire un programme. Ce n'est qu'un exemple qui montre que le plurilinguisme nécessite une forme de logistique. Je ne veux pas du tout dire que le plurilinguisme est mauvais. Ce serait revenir à une idée du XIX^e siècle. Mais j'ai l'impression qu'on va dans l'autre extrême. On est convaincu que c'est bien, on le voit dans des études très récentes. De manière générale, on ne remet pas cela en question. Et les gens agissent en fonction de cette attitude. Il y a des personnes qui déménagent à Fribourg en se disant: «Je vais mettre mes enfants à l'école en allemand, c'est un plus pour leur carrière!» Et, tout à coup, elles se rendent compte que ce n'est pas si facile à réaliser sur le plan administratif, qu'on ne peut pas choisir la langue de scolarisation comme sur une carte au restaurant.

Helen Christen: Unabhängig davon, ob dann die einzelnen Individuen ein- oder mehrsprachig sind, bleibt es auf symbolischer Ebene sehr wichtig, dass zumindest vier Sprachen über einen bestimmten rechtlichen Status verfügen. Und dass sich in der Schweiz viele Menschen mit dieser gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit identifizieren, ist die Basis dafür, dass in diese Mehrsprachigkeit investiert wird, dass man sich eine kostspielige Sprachenpolitik auch leistet.

Raphael Berthele: Die Diskussion ist mir manchmal zu normativ. Es geht oft darum, wie es im Idealfall sein sollte. Der grösste Vorteil der Mehrsprachigkeit in der Schweiz ist meiner Meinung nach allerdings, dass es eben eine reelle Mehrsprachigkeit ist. Ich teile die Utopien gerne, aber es gab nie eine Schweiz, in der alle kompetent eine zweite Landessprache beherrschten. Das ganze politische System basiert auf dem Territorialitätsprinzip, das die Schweiz in viele kleine Zonen unterteilt, in denen man komplett einsprachig funktionieren kann. Interessant wird es erst, wenn eine Person diese Zone verlässt. Es gibt die institutionelle Rede, von der alle wissen, dass sie nicht den Realitäten der Individuen entspricht. Gleichzeitig gibt es eine Praxis, eine Bricolage, die sich ergibt, egal ob mit oder ohne Englisch, ob mit oder ohne Dialekt. Dadurch ergeben sich interessante Strategien. Ich habe regelmässig ausländische Gäste zu Besuch, zuletzt eine Delegation aus Israel. Ihre grosse Frage war: Wie kann die Schweiz funktionieren? Ein derart kleines, aber sprachlich und kulturell so diverses Land?

Wie lautete Ihre Antwort?

Raphael Berthele: Contrairement à certaines représentations qu'on avait en philosophie politique des XVIII^e et XIX^e siècles, on n'est pas du tout obligé de partager une langue pour qu'un pays fonctionne. On a, bien sûr, besoin de relais, de gens qui traduisent, d'individus polyglottes dans une certaine zone de la hiérarchie, mais on n'a pas

besoin d'un plurilinguisme généralisé pour que le pays fonctionne. Ce sont des faits que la Suisse peut démontrer, justement parce qu'elle n'est pas parfaite. On vit avec, on fait avec et on bricole – ça, c'est intéressant. Cela relativise le poids de la maîtrise parfaite des langues.

Wie hat sich das Verhältnis zwischen den verschiedenen Sprachgruppen in den letzten Jahren entwickelt?

Philippe Humbert: Politiquement on essaie de faire une force du multilinguisme et de la diversité. Mais ce n'est pas toujours partagé par le peuple. Nous le voyons bien dans le domaine de l'éducation. A Fribourg, l'enseignement bilingue ou par immersion commence gentiment à se trouver une place – mais cela ne s'est pas fait sans tensions. Il y avait des enseignant-e-s qui étaient contre par le passé. Les francophones manifestaient beaucoup de méfiance par rapport à l'allemand, parce qu'il y avait aussi la question de la territorialité. Aujourd'hui, je pense que les francophones ont globalement moins peur d'une «germanisation» du Canton. Ils voient plutôt l'allemand comme une chance.

«On n'est pas obligé de partager une langue pour qu'un pays fonctionne»

Raphael Berthele

Welches sind die aktuellen Diskussionspunkte im Bildungsbereich?

Raphael Berthele: Die Austauschpädagogik ist schon länger ein Thema und wird nun auch vom Bund gepusht. Eine weitere Priorität vieler Akteur_innen auf sprachpolitischer Ebene ist der vorschulische Bereich. Das hat auch mit dem Thema Migration zu tun, mit den Themen Dialekt und Hochsprache. Schon vor vielen Jahren gab es in einigen Kantonen Initiativen, hochsprachliche vorschulische Angebote anzubieten, damit Kinder aus der Migration besser auf die Schule vorbereitet werden. In eine ähnliche Richtung geht die Forderung, in der Schule möglichst selten Dialekt zu sprechen.

Helen Christen: Im Bereich Austauschpädagogik fände ich Projekte interessant, die analog zum früheren Landdienst einen Austausch zwischen den Sprachgruppen festschreiben. Vielleicht könnten solche Obligatorien helfen, dass alle mit ein paar Menschen aus einem anderssprachigen Landesteil – und mit deren Sprache – Bekanntschaft machen.

Raphael Berthele: Das führt uns zu einem interessanten Thema: Was sorgt dafür, dass sich die Leute aus den verschiedenen Sprachregionen nicht ganz aus den Augen verlieren? Es gibt politisch gesehen eine gewisse Linguistisierung der Grenzen, die in der Schweiz traditionell nicht

existiert. Die Grenze zwischen den Kantonen Freiburg und Bern zum Beispiel ist ja nicht eine Sprachgrenze, sondern eine Konfessionsgrenze. Das Interessante an der Schweiz ist, dass die Sprachgrenzen und die politischen Grenzen eben nicht genau übereinanderliegen, sondern dass es ein kompliziertes, historisch gewachsenes Geflecht von verschiedenen Lagen ist. Dadurch, dass zum Beispiel die Konfessionen immer mehr an Relevanz verlieren, droht sich das jedoch abzubauen. Das erhöht das Konfliktpotenzial zwischen den Sprachgruppen. Im Jura sind diese Tendenzen klar erkennbar. Ich klinge wie ein Grossvater, aber man muss sich schon fragen: Wo sind die verbindenden Stellen, in denen man in Kontakt kommt? Die Armee hat ihren Status als verbindendes Element verloren. Früher traf man sich dort, genauso wie beim Welschlandjahr, ohne dass es nur darum ging, die Sprache zu lernen. Diese Momente sind auch sprachpädagogisch interessant und sollten nicht ganz verloren gehen.

Helen Christen: In Institutionen und Verbänden gibt es diese Kontakte noch. Es gibt keine frankophone und germanophone SP, sondern eine nationale Partei mit verschiedenen Kantonssektionen. Beim Alpenclub, beim Schweizer Heimatschutz usw. ist das ähnlich. In anderen Ländern gibt es strikte Trennungen. In Belgien zum Beispiel hat jede Sprachgruppe jeweils ihre eigenen politischen Parteien. So sind etwa wallonische oder flämische Sozialist_innen unterschiedlich organisiert und haben vielleicht sogar unterschiedliche Parteiprogramme.

Wie wichtig ist das Territorialitätsprinzip, das in der Praxis dazu führt, dass in den meisten Gebieten der Schweiz in den öffentlichen Schulen oder auch im Umgang mit den Behörden nur eine Sprache anerkannt wird – die dortige Mehrheitsprache?

Raphael Berthele: Es ist insofern wichtig, als es den Minderheiten in ihren Territorien absolute Kontrolle gibt. Das ist für sie wichtig, denn es ist illusorisch zu erwarten, dass die Minderheiten ihre Mehrheiten lieben sollen. Es ist doch völlig normal, dass sie eine gewisse Abneigung haben, nur deshalb existieren sie ja weiter. Manchmal würde man sich aus Diversitätssicht fast wünschen, die Rätoroman_innen hätten die Deutschschweizer_innen ein bisschen weniger gern. Gleichzeitig ist das Territorialitätsprinzip etwas Paradoxes. Es funktioniert dort, wo man es gar nicht braucht. In Luzern funktioniert es problemlos, aber bei den ganzen Diskussionen rund um die Fusionen und die Agglomeration in Freiburg liefert es keine Antworten. Wie gross muss die Minderheit sein, damit sie noch gewisse Rechte hat? Da gibt es keine absoluten Zahlen. Wie historisch muss diese Minderheit sein? Auch das ist nicht klar geregelt und immer kontrovers. Man kann es so oder anders interpretieren, die Gerichte machen das ja dann jeweils auch.

Deutschschweizer_innen sind durch die Omnipräsenz von Dialekt und Hochdeutsch quasi von Haus aus zweisprachig. Wird sich der Gebrauch der Mundart halten können?

Helen Christen: Vieles wartet auf empirische Untersuchungen. Die jüngste Migrationswelle dürfte dazu beigetragen haben, dass eine gewisse Veränderung eingetreten ist. Es gibt in der Deutschschweiz sehr viele Immigrant_innen aus Deutschland, was nun dazu führt, dass auch in informellen deutsch-schweizerischen Gesprächsrunden vermehrt hochdeutsche Unterhaltungen beobachtet werden können. Am Departement für Germanistik wird derzeit eine Dissertation darüber geschrieben, wie sich die Ko-Präsenz von Deutschschweizer_innen und Deutschen oder Österreicher_innen auf den Sprachgebrauch in den Betrieben auswirkt. Wählen die Deutschschweizer_innen auch für den informellen Austausch das Hochdeutsche? Interessant wäre es auch zu wissen, inwiefern zuziehende bundesdeutsche Kinder nicht mehr zwingend den lokalen Dialekt lernen, sondern beim Hochdeutschen bleiben und dadurch zum Teil auch die Schweizer Kinder – ausserhalb der Schule – vermehrt hochdeutsch sprechen. Bisher war es so, dass die Wahl des Hochdeutschen nicht von der adressierten Person, sondern von der Situation abhängig war. Möglicherweise beginnen sich diese soziopragmatischen Regeln der Diglossie, wie diese besondere Form der Zweisprachigkeit begrifflich gefasst wird, zu verändern. Besonders aufschlussreich dürfte in diesem Zusammenhang sein, wie völlig unbekannte Personen in der Deutschschweiz angesprochen werden. Bisher geschah dies selbstverständlich auf Schweizerdeutsch. Diese besondere Konstellation ist allerdings mit kommunikativen Fallstricken verbunden.

Inwiefern?

Helen Christen: Welche Sprachform ich gegenüber Unbekannten wähle, ist ein heikler Moment. Mit der Wahl von Dialekt oder Hochdeutsch sind Zuschreibungen verbunden. Wenn Menschen, die nicht dem Bild von prototypischen Deutschschweizer_innen entsprechen, hochdeutsch angesprochen werden, kann dies verletzend sein, weil sie sprachlich als Nicht-Dazugehörige behandelt werden. Umgekehrt kann die Wahl des Dialekts als unhöflich empfunden werden, wenn das Gegenüber keinen Dialekt versteht. Es geht bei der Wahl von Hochdeutsch oder Dialekt gegenüber Unbekannten also um Höflichkeit und Respekt. Sollten die gesellschaftlichen Veränderungen darauf hinauslaufen, dass sicherheitshalber vermehrt Hochdeutsch gewählt wird, würde die heute gültige soziale Mechanik der Diglossie erheblich modifiziert.

Untereinander kommunizieren Deutschschweizer_innen aber nach wie vor ausschliesslich auf Schweizerdeutsch.

Helen Christen: Ja, etwas anderes geht nicht oder fühlt sich für Deutschschweizer_innen unnatürlich an. Wenn in einer

kleineren Gesprächsrunde eine Person dabei ist, bei der eher Hochdeutsch angesagt ist, ist es für die Deutschschweizer_innen eine Herausforderung, mit den anderen Deutschschweizer_innen in der Gruppe ebenfalls hochdeutsch zu sprechen, weil diese dann sprachlich als Fremde behandelt werden. So wechseln die Deutschschweizer_innen meist schnell wieder in den Dialekt. In informellen Gruppen braucht es deshalb Absprachen und Rückfragen – immer im Wissen darum, dass diese heikel und verletzend sein können.

Es kann also für eine Person aus Deutschland eine Beleidigung sein, mit ihr hochdeutsch zu reden?

Helen Christen: Selbstverständlich. Tatsächlich zeigen schon ältere Studien, dass es bei deutschen Zuwandernden unterschiedliche Haltungen und Erwartungen gibt: Einige stören sich daran, dass man mit ihnen Dialekt spricht, andere, dass man mit ihnen hochdeutsch spricht. Es braucht also individuelle Aushandlungen.

Philippe Humbert: Est-ce qu'il n'y a pas aussi une question de classes sociales là-dedans?

Helen Christen: Nein, es ist eben gerade so, dass es diese Verknüpfung von sozialer Schicht und Dialektgebrauch in der Deutschschweiz nicht gibt. Alle sprechen Dialekt, es ist unhinterfragt die normale Sprache. Das ist der fundamentale Unterschied zu Regionen, in denen die Dialekte mit sozialen Zugehörigkeiten korrelieren.

Warum sind in der deutschsprachigen Schweiz die Dialekte deutlich präsenter als in der französischen oder der italienischen?

Helen Christen: Die Sprachgeschichten sind sehr unterschiedlich. Im Deutschen ist es so, dass es keinen zentralistischen Staat gab, der eine ganz bestimmte Varietät durchgesetzt hätte. Der deutsche Sprachraum war in zahlreiche politische Territorien parzelliert. Im Italienischen gibt es ebenfalls bis heute Dialekte, und auch hier gab es bis ins 19. Jahrhundert kein Italien in der heutigen Form, sondern ein zersplittertes Territorium, in dem sich die für das Italienische massgebliche florentinische Varietät nicht hatte durchsetzen lassen und das für den Erhalt regionaler Sprechweisen sorgte. Die Verhältnisse in der Frankophonie sind demgegenüber anders, gab es dort doch tatsächlich einen zentralistischen Staat. Spätestens mit der Französischen Revolution lag ein Sprachenprogramm vor, das darauf abzielte, dass alle exakt die gleichen sprachlichen Zugänge haben. In der Westschweiz gibt es zwar da und dort noch ein Patois, das aber – anders als in der Deutschschweiz – eben keine Alltagssprache mehr ist, sondern einen eher folkloristischen Stellenwert hat.

Une situation difficile pour les personnes francophones en Suisse, car l'allemand qu'on apprend à l'école n'est pas le même que celui qu'on parle.

Philippe Humbert: Ce peut être une frustration. J'ai fini par suivre des cours de suisse allemand. Et, quand on comprend certains mécanismes linguistiques, on apprend vite, en tout cas au niveau réceptif. Il serait intéressant de mieux intégrer cela dans les cours d'allemand. Je vois qu'il y a des tentatives, mais cela reste plutôt culturalisant. Au lieu d'apprendre qu'en Suisse alémanique on mange à 11h30, il serait plus intéressant de montrer aux élèves que le passage entre le *Hochdeutsch* et le *Schweizerdeutsch* n'est pas si énorme sur le plan linguistique.

Raphael Berthele: On ne peut pas nier la souffrance des romand·e·s face au défi posé par les deux «langues» allemandes utilisées en Suisse. Mais il y a aussi du positif pour la cohabitation. Tout le monde se rencontre en utilisant le *Hochdeutsch*, une langue semi-étrangère pour tous.

Matthias Fasel ist Gesellschaftswissenschaftler und Journalist.

Unser Experte ► **Raphael Berthele** ist ordentlicher Professor am Departement für Mehrsprachigkeitsforschung und Fremdsprachendidaktik. Zu seinen Forschungsschwerpunkten im Bereich Mehrsprachigkeit gehören Interkomprehension, rezeptive Fertigkeiten und interlinguale Einflüsse. raphael.berthele@unifr.ch



Unsere Expertin ► **Helen Christen** ist emeritierte Professorin für Germanistische Linguistik. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Dialektologie, Soziolinguistik, Sprachwandel sowie die Schweizer Sprachsituation. helene.christen@unifr.ch



Notre expert ► **Philippe Humbert** est collaborateur scientifique et chercheur postdoctoral à l'Institut de plurilinguisme. Ses recherches portent sur les rapports entre langage et société. Il a notamment étudié des enjeux politiques, sociaux et linguistiques du plurilinguisme en Suisse dans sa thèse de doctorat. philippe.humbert@unifr.ch



Longue vie à la population suisse!

A l'échelle mondiale, la Suisse est l'une des championnes de l'espérance de vie. Même si la situation sanitaire de notre pays est en (quasi) constante amélioration depuis des décennies, il reste des chantiers ouverts, notamment celui de la lutte contre le tabagisme.

Les explications d'Arnaud Chiolero, directeur du nouveau #PopHealthLab de l'Unifr. **Patricia Michaud**

La pandémie liée à la covid-19 a constitué une triste parenthèse. Pour la première fois depuis fort longtemps, l'espérance de vie des Suisses a reculé en 2020. Dans la foulée, c'est l'une des fiertés sanitaires nationales qui en a pris pour son grade: notre pays est l'un de ceux dans lequel on vit le plus vieux. En 2019, les Suissesses pouvaient s'attendre à vivre jusqu'à 85,6 ans et leurs compatriotes masculins jusqu'à 81,9 ans, selon les chiffres de l'Office fédéral de la statistique (OFS).

Dans un graphique comparatif disponible sur le site ourworldindata.org, on constate que l'espérance de vie à la naissance des personnes vivant en terre helvétique était de 83,8 ans en 2019, contre 82,7 en France, 81,3 en Allemagne, 82,4 en Norvège ou encore 81,3 au Royaume-Uni. En Roumanie, elle atteignait 76,1 ans, en Ukraine 72,1, aux Etats-Unis 78,9, au Mexique 75,1, en Argentine 76,7, en Chine 76,9, en Inde 69,7, en Afrique du Sud 64,1, en RDC 60,1 et au Tchad 54,2. A noter qu'en 2019 toujours, l'espérance de vie des Japonais était de 84,6 ans.

«En Suisse, nous disposons de données complètes sur la question depuis plus de 150 ans», relève Arnaud Chiolero, épidémiologue et professeur de santé publique à la Faculté des sciences et de médecine de l'Unifr. Or, les statistiques montrent que «depuis l'après-guerre, notre population a gagné 2-3 mois d'espérance de vie chaque année, du moins jusqu'à l'arrivée de la covid-19». Le spécialiste de santé publique et d'épidémiologie rappelle que l'an dernier, le taux de mortalité standardisé a grimpé de 8,6% par rapport à 2019, «ce qui s'est traduit par un recul de l'espérance de vie estimé à 0,8 an chez les hommes et 0,4 an chez les femmes, soit un retour au niveau de 2015». Il

précise au passage qu'en 1917 et en 1918, la grippe espagnole avait engendré une baisse de plus de 8 ans chez les Suissesses et de plus de 10 ans chez les Suisses.

Nouveaux enjeux sanitaires

Globalement, les Helvètes sont donc des champions en matière d'espérance de vie. Mais pourquoi? «Divers facteurs expliquent ce bilan positif, estime Arnaud Chiolero. On peut citer, entre autres, le niveau socio-économique de notre pays, la qualité de son système de santé ou encore les comportements de santé des habitant·e·s, notamment en ce qui concerne l'activité physique.» Le directeur du nouveau Population Health Laboratory de l'Unifr (#PopHealthLab) souligne le fait que cette espérance de vie élevée a pour corollaire logique «un vieillissement de la population». Cette évolution «est fondamentalement une bonne chose». Mais elle a «un impact majeur de santé publique, notamment avec l'augmentation des maladies chroniques qui apparaissent avec l'âge».

De façon plus large, peut-on dire que la Suisse fait figure de modèle en matière de santé de sa population? Mais peut-être faudrait-il commencer par expliquer ce que l'on entend par «être en bonne santé»... «D'une part, il y a la définition biomédicale de la santé, note le spécialiste. Il s'agit d'identifier certaines maladies, de les prévenir, de les dépister.» Or, depuis le milieu du XX^e siècle, le concept de santé intègre de nouvelles dimensions, notamment le contexte psychologique et social. En 1948, l'Organisation mondiale de la santé (OMS) a défini la santé comme un état de complet bien-être physique, mental et social ne consistant pas seulement en l'absence de maladie ou d'infirmité.



De plus en plus, «la notion de «santé» englobe donc celle de «qualité de vie», poursuit Arnaud Chiolero. Pour en revenir à la question de l'espérance de vie des Suisses, «il s'agit donc de se demander si son augmentation va de pair avec un maintien de la qualité de vie». Certes, on constate un net recul de certaines maladies dans leurs formes les plus sévères, comme les maladies cardiovasculaires, qui apparaissent plus tard et pour lesquelles des traitements efficaces existent. Par contre, des maladies chroniques comme l'obésité et le diabète sont en hausse, impliquant des traitements parfois lourds et coûteux. Pour résumer, on peut donc dire qu'en comparaison internationale, «la Suisse est plutôt chanceuse, avec une amélioration constante de l'état de santé de sa population». Mais qu'à l'image de tous les pays développés dits «à hauts revenus», «elle doit adapter la prévention et son système de santé pour faire face aux maladies chroniques».

Une égalité malsaine

Si l'on revient au domaine dans lequel se distingue tout particulièrement la Suisse, à savoir son espérance de vie, une évolution vaut la peine d'être soulignée et analysée. «Alors que l'écart entre l'espérance de vie des hommes et des femmes s'est accentué au milieu du 20^e siècle, il tend désormais à diminuer.» En 1999, les hommes pouvaient

espérer vivre jusqu'à 76,8 ans et les femmes jusqu'à 82,5 ans, soit 5,7 ans d'écart. Vingt ans plus tard, la différence s'était atténuée à 3,7 ans, selon des chiffres de l'OFS. Pour expliquer ce renversement de vapeur, «certains spécialistes mettent en avant des éléments biologiques, par exemple génétiques». Le directeur du #PopHealthLab n'est pas convaincu. Selon lui, la principale explication doit être cherchée du côté «de la diminution d'un autre écart entre Suissesses et Suisses, celui des comportements face au tabac». En effet, «on assiste à une sorte d'égalisation du taux de fumeurs réguliers parmi les femmes et les hommes, alors qu'auparavant ces derniers étaient nettement plus adeptes de la cigarette». Une tendance similaire s'observe du côté de la consommation d'alcool, «mais elle a un impact moins fort sur l'espérance de vie», ajoute l'épidémiologue.

Le tabac constitue justement un domaine sanitaire dans lequel la Suisse peut mieux faire, beaucoup mieux faire. «Là, nous ne sommes pas très bons», regrette Arnaud Chiolero. Dans notre pays, quelque 9500 décès ont été attribués à la consommation de tabac en 2017, «un bilan qui correspond plus ou moins à celui attribué à la covid-19 l'an dernier». Ce nombre équivaut à environ 14% de tous les décès – soit un sur sept – comptabilisés en terre helvétique durant l'année en question. Les personnes concernées ont

Tous égaux en matière de santé: vraiment?

Pour les spécialistes de la santé comme pour la population, la crise pandémique liée à la covid-19 a constitué un défi aussi bien qu'une mine d'informations et d'apprentissages. «Nous redécouvrons notamment notre interdépendance sanitaire, le fait que la santé doit être davantage pensée en termes de groupes et que la santé de nos voisins a une incidence sur notre propre santé», souligne Arnaud Chiolero. Le directeur du #PopHealthLab estime néanmoins qu'il faut veiller à ne pas se focaliser sur la pandémie: «Ce semi-confinement où de nombreuses personnes ont arrêté de bouger, d'aller chez le médecin pour les soins courants, voire de se préoccuper des autres, c'est une situation qu'il faut éviter à tout prix!» Le professeur de l'Unifr relève par ailleurs une certaine inadéquation entre le besoin d'informations de la population et les communications des épidémiologistes, «notamment en ce qui concerne les incertitudes». Côté préparation de notre pays à une urgence sanitaire, le spécialiste se permet aussi un «peut mieux faire». Et renvoie, ici encore, à l'idée d'un renforcement du système de surveillance sanitaire.

Parmi les autres thématiques intéressantes que la pandémie a mises sur le devant de la scène figure la question de l'égalité des chances en matière de santé, ou *health equity*. Au début de la crise sanitaire, de nombreuses voix ont affirmé en chœur que, pour une fois, un fléau sévissait sans discrimination à travers la planète. Bien vite, des études ont remis les pendules à l'heure: les personnes dont le niveau socio-économique est bas – et/ou issues de communautés minoritaires – courent davantage de risques de mourir de la covid-19. D'une part parce qu'elles sont moins souvent dépistées – ce qui peut augmenter le risque d'une prise en charge tardive – et d'autre part parce qu'elles souffrent plus souvent de maladies chroniques, qui les exposent davantage à une forme sévère du virus. Même un pays dit «égalitaire» comme la Suisse n'échappe pas à cette règle.

Cette notion de *health equity* «fait l'objet d'un regain d'intérêt depuis une vingtaine d'années, note Arnaud Chiolero. Sans surprise, la pandémie a accentué cet intérêt». En Suisse, on constate notamment de grosses inégalités des chances face au tabagisme et à l'excès de poids. «Cela peut donner des pistes de prévention et d'action spécifiques, par exemple la mise sur pied de programmes de promotion de la santé ciblant certains groupes de la population.» Le médecin constate néanmoins que la *health equity* n'est pas un domaine dans lequel il est facile d'agir, «notamment parce que l'on court le risque d'engendrer des discriminations».

le plus fréquemment souffert d'un cancer (45%) ou d'affections cardiaques (26%), ressort-il d'un monitoring de l'Office fédéral de la santé publique (OFSP). «Et la prévalence du tabagisme n'est pas franchement en train de diminuer», poursuit le professeur de l'Unifr. Les données de l'OFSP le confirment: alors que chez les hommes un aplatissement de la courbe des décès liés au tabac est constaté depuis 2012, aucune baisse ne se dessine du côté des femmes. Chez ces dernières, le cancer du poumon – pour ne citer que lui – «est désormais la première cause de mortalité dans certains cantons, avant le cancer du sein».

Toujours selon des statistiques portant sur 2017, 27,1% de la population suisse fumait, soit 31% des hommes et 23,3% des femmes. Du côté des jeunes, le constat est particulièrement inquiétant, puisque chez les 15-24 ans, la proportion atteignait 31,7%. «A titre comparatif, dans certains pays comme le Canada, seuls quelque 15% de la population fument», relève Arnaud Chiolero. Le spécialiste poursuit: «En Suisse, on constate certes une baisse du tabagisme.» En 2001, 33% des habitants du pays fumaient. «Mais ce recul est trop modeste; il est surtout dû à un tassement du nombre de gros fumeurs, alors que le nombre d'adeptes réguliers de la cigarette stagne.»

Augmenter le prix du paquet de cigarettes

De l'avis d'Arnaud Chiolero, s'il ne fallait se concentrer que sur une composante de l'état de santé de la population suisse, «ce serait celle-là». Justement, pourquoi la lutte contre le tabagisme n'est-elle pas plus virulente dans le pays? «D'une part – et cela ne concerne pas uniquement la problématique de la fumée – il faut relever qu'en Suisse la politique de santé est axée davantage sur les soins et les coûts (assurances, hôpitaux, EMS) que sur la promotion de la santé des populations.» Il est à espérer que «la crise pandémique, qui a montré que la santé des populations dépend fortement de déterminants socio-économiques et de choix politiques, fasse bouger les choses».

Le professeur rappelle d'autre part que le fédéralisme entraîne «une fragmentation du système de santé», qui empêche parfois d'avoir «une vision globale des mesures à prendre, notamment en termes de prévention». Selon lui, il serait souhaitable de développer une «véritable culture nationale de la santé publique». Elle impliquerait une meilleure collaboration entre les décideurs et les chercheurs, ainsi que l'éventuelle mise sur pied d'un organe suprana-national qui serait entièrement dédié à des questions telles que la prévention et la surveillance des maladies, «un domaine encore sous-développé chez nous». En ce qui concerne spécifiquement la fumée, Arnaud Chiolero rappelle qu'une mesure «toute simple mais très efficace» consisterait à augmenter le prix du paquet de cigarettes. «Mais le lobby du tabac est très puissant et de nombreux députés helvétiques rechignent à légiférer.»

Ce bémol tabac n'empêche pas Arnaud Chiolero de se montrer optimiste quant à l'évolution de l'état de santé des Suisses. «Je suis toujours un peu surpris de constater parmi la population – estudiantine et en général – de grandes bouffées de catastrophisme; une impression que le monde va mal, que la pollution et le stress vont tous nous tuer, etc.» Ce alors même que les statistiques montrent, «comme précédemment évoqué, une amélioration constante de l'espérance de vie, liée notamment aux avancées de la santé publique et de la médecine». En ce sens, «avoir un regard historique permet de démontrer le progrès sanitaire et d'apporter davantage de sérénité». Dans le même ordre d'idées, le spécialiste plaide pour un «renforcement de la surveillance sanitaire et du monitoring de la santé des populations», afin que notre politique de santé publique repose sur l'évidence et soit guidée par les données. «C'est aussi la clé pour faire face aux enjeux contemporains, qu'ils soient sanitaires, environnementaux ou sociaux.»

Patricia Michaud est journaliste indépendante.

Le Population Health Laboratory

#PopHealthLab a été fondé en 2019 dans le cadre de la mise sur pied du Master en médecine à l'Unifr. Cette structure, orientée sur la recherche et le monitoring, a pour but d'aider les citoyen-ne-s, les actrices et acteurs du monde de la santé et les politicien-ne-s à prendre des décisions basées sur des données concrètes. «Nous commençons à disposer de méthodes qui nous permettent d'intégrer des paramètres tout au long de l'existence, dans une approche dite de *life course epidemiology*», explique le directeur Arnaud Chiolero. Récemment, dans le cadre du programme national Corona Immunitas, le #PopHealthLab a mené des enquêtes de séroprévalence afin de déterminer le taux de la population fribourgeoise présentant des anticorps à la covid-19.

Notre expert ► **Arnaud Chiolero** est professeur de santé publique à la Faculté des sciences et de médecine de l'Unifr. Depuis 2019, il dirige le Population Health Laboratory (#PopHealthLab). Parallèlement, il travaille en tant que médecin-chef épidémiologiste à l'Observatoire valaisan de la santé.
arnaud.chiolero@unifr.ch



Demokratie unterm Apfelbaum

La démocratie suisse est-elle parfaite? Ou n'est-ce qu'un mythe? Nous avons posé ces questions à l'historienne Stéphanie Roulin, qui donne un cours sur l'histoire suisse à travers les mythes, et à l'environnementaliste et philosophe Ivo Wallimann-Helmer, qui affirme que la démocratie suisse est la plus proche de l'idéal. **Benedikt Meyer**

Ivo Wallimann-Helmer, Sie sagen, die Schweiz komme einer idealen Demokratie am nächsten. Was ist denn das Ideal?

Ivo Wallimann-Helmer: Ich orientiere mich da an Lincoln: «Demokratie ist Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk.» Das ist das Ideal. Und wenn man schaut, wer dem am nächsten kommt, dann würde ich sagen, da ist die Schweiz extrem nahe. Mit Schwierigkeiten und Schwächen natürlich, aber im Vergleich zu vielen anderen – insbesondere repräsentativen Demokratien – in denen das Volk keine so direkte Mitsprachemöglichkeit hat, schneidet die Schweiz sehr gut ab. Trotzdem ist natürlich auch unser System nicht perfekt!

Stéphanie Roulin, avez-vous une définition différente?

Stéphanie Roulin: Non, Monsieur Wallimann a fourni la définition classique à laquelle je peux me joindre. Mais il y a différentes familles de démocratie. On peut considérer la Suisse comme un modèle, elle témoigne d'une forme de réussite, surtout quand on pense au fédéralisme et aux outils de la démocratie directe qui sont des marques distinctives. En outre, il ne s'agit pas d'un système présidentiel, ce qui évite certaines polarisations. Le fonctionnement est orienté vers la recherche de consensus, garantie d'une certaine stabilité. Il faut la double majorité entre les deux chambres du parlement, entre les cantons et le peuple.

Comment ce système helvétique s'est-il développé? Nos ancêtres se sont-ils inspirés de l'idéal grec, par exemple?

Stéphanie Roulin: La démocratie athénienne était fondée sur l'esclavage. Je pense qu'elle n'a été qu'un modèle indirect, peut-être par le truchement des Lumières. Nos ancêtres ont

plus puisé dans les expériences concrètes du demi-siècle qui précède la création de la Suisse moderne en 1848. En 1798, Napoléon a mis fin aux bailliages et établi l'égalité entre les cantons. Mais il a aussi imposé la centralisation à la «République helvétique». Cela a si mal fonctionné qu'il a dû se résoudre à redonner la prééminence aux cantons avec l'Acte de médiation en 1803. Puis vient le Pacte de 1815 – sorte d'ancêtre de la Constitution – dans lequel les puissances du Congrès de Vienne ont imposé la neutralité à la Suisse. Cette dernière était alors assez explosive, les cantons ne s'entendaient pas. Dans *Die tintenblauen Eidgenossen* (2001), l'essayiste Peter von Matt rappelait qu'il ne s'est pas écoulé un siècle sans que les Suisses ne s'affrontent les armes à la main. Donc l'idée que l'unité aurait été inscrite dans l'ADN du pays depuis 1291, c'est une vue de l'esprit!

Et comment la Suisse est-elle passée de ce Pacte de 1815 à la Constitution de 1848?

Stéphanie Roulin: Le Pacte ne contenait pas d'article pour sa propre révision. La Diète fédérale – *die Tagsatzung* – ne parvenait pas à l'unanimité requise pour l'adapter aux besoins, notamment en termes de centralisation et de développement économique. Les turbulences ont été de plus en plus fortes à partir des années 1830, sur fond d'une crise politique et confessionnelle. En 1847 éclate la guerre contre les cantons conservateurs-catholiques qui avaient formé une alliance séparée, le Sonderbund. Après la victoire des radicaux, les travaux ont rapidement abouti à la Constitution, dont l'une des clés a été l'adoption du bicaudérisme des Etats-Unis.

Ivo Wallimann-Helmer: Frau Roulin hat die konkreten Schritte der Schweiz skizziert. Ich interessiere mich mehr

für die Idee der Demokratie. Den Bikameralismus, den sie angesprochen hat – die Idee der zwei Parlamentskammern also – den gibt es schon bei John Locke Ende des 16. Jahrhunderts und Montesquieu hat im 17. Jahrhundert gar drei Kammern vorgeschlagen. Diese Kammern helfen, Stabilität herzustellen. In frühen Entwürfen war den Adeligen eine Kammer zgedacht und die andere dem Volk. Heute sind es die Kantone mit dem Ständerat und das Volk mit dem Nationalrat, die abgebildet sein müssen.

Was moderne Demokratien von antiken unterscheidet, ist, dass heute alle Bürgerinnen und Bürger als Gleiche gedacht werden und am politischen Prozess beteiligt sein müssen. In der Antike betraf das nur die zum Herrschen geborenen Herren, in späteren Theorien wurden diese Rechte nur den Männern explizit zgedacht. Erst John Stuart Mill forderte im 19. Jahrhundert als erster Theoretiker die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen. Rousseau schreibt, dass sich die Bürgerinnen und Bürger idealerweise unter dem Apfelbaum treffen sollten und so lange diskutieren sollen, bis sie einen gemeinsamen Entscheid treffen können. Das ist eine schöne Idee, aber sie lässt sich nur umsetzen, wenn man Sklaven hat, die einem alle Arbeit abnehmen, so dass man ungestört politisieren kann – das war das Modell der Antike. Wir heute haben uns darauf verständigt, dass wir uns von einer begrenzten Anzahl Menschen vertreten lassen, die sich für uns unter dem sinnbildlichen Apfelbaum, sprich im Bundeshaus treffen. Das ist aber nur eine pragmatische Lösung und nicht aus dem Ideal der Demokratie abgeleitet. Das Ideal fordert, dass alle sich selbst unter dem Apfelbaum vertreten.

Was, wenn sich dort immer dieselben durchsetzen?

Ivo Wallimann-Helmer: Demokratie darf nicht zu einer Diktatur der Mehrheit verkommen, es braucht Mechanismen, mit denen man den Minderheiten Garantien geben kann, dass sie gehört werden.

Und das reicht?

Ivo Wallimann-Helmer: Jein. 1848, bei der Gründung des Bundesstaats ging es um Gewinner und Verlierer des Sonderbunds, heute haben wir andere Gruppen, die insbesondere in der Exekutive, also im Bundesrat, vertreten sein müssen. Einerseits die Sprachregionen, andererseits die Geschlechter. Und das steht nirgends, das ist einfach ein Agreement, auf das man sich geeinigt hat. Aber man könnte noch deutlich weiter gehen. Man könnte sagen, auch die Jungen müssen angemessen vertreten sein. Oder die Tiere oder die Natur – das wären dann aber radikalere Forderungen. Im Endeffekt stellt sich immer die Frage, wer alles vertreten sein muss, damit alle potenziellen Minderheiten angemessen berücksichtigt sind.

Stéphanie Roulin: Et cela vient vraiment avec une grande continuité. Dans les années 1920 et 1930, il n'était pas encore

question de donner une voix au Rhône ou à un lac, mais de mieux représenter les familles et les corporations. Donc un système où un père aurait finalement eu plus de poids qu'un célibataire. Il s'agissait aussi d'élire au Conseil national des représentants des corps de métiers, ces corporations dans lesquelles ouvriers et patrons auraient été réunis pour éviter la lutte des classes. Bien sûr, à l'époque, la sensibilité était toute différente. Ces projets dérivèrent du catholicisme social et étaient assimilés au fascisme par leurs adversaires, mais l'idée qui les sous-tendait n'est pas sans rapport avec les questionnements actuels.

Ivo Wallimann-Helmer: Ich würde auch sagen, da geht es ebenfalls bereits darum sicherzustellen, dass gewisse von Entscheiden betroffene Gruppen angemessen vertreten sind.

Was heisst «angemessen»?

Ivo Wallimann-Helmer: Die Frage ist berechtigt. Ich war 2014 an einem Kongress eingeladen, um über die Legitimität von Quoten für Junge zu sprechen. Ich fand, «Gut, Quoten kann man einführen, nur: Quoten bedeuten 'prozentual zum Bevölkerungsanteil' und dann sind die Jungen aufgrund der demographischen Entwicklung trotzdem immer noch deutlich in der Minderheit.»

Ausser man gewichtet das Stimmrecht dann noch nach Lebenserwartung, weil ein junger Mensch länger mit einem Entscheid leben muss ...

Ivo Wallimann-Helmer: Solche Sachen werden diskutiert. Aber dann muss man jemanden haben, der sagt, wie man das gewichtet, wie lange ein bestimmter Entscheid wirkt, und so weiter.

Stéphanie Roulin: Ich versuche etwas Ähnliches in der Vergangenheit zu finden, aber ich glaube, gewisse Betrachtungen kommen wirklich erst mit den dringenden Umwelt- und Klimafragen.

Ivo Wallimann-Helmer: La base de cette question c'est: comment définit-on le *demos* de la démocratie? Qui est le peuple? Il y a le principe qui dit que ceux qui sont concernés forment le peuple. Das war zumindest die Idee. Nur wenn es etwa um die Basler Chemie und Umweltrisiken geht, dann müssten alle, die unterhalb von Basel am Rhein wohnen als Betroffene mitreden können. Und wenn man das mit weiteren Beispielen weiterdenkt, dann ist das schwer umsetzbar und ziemlich radikal. Denn mit der Forderung, dass alle potenziell Betroffenen mitreden können sollten, werden die Grenzen des *Demos* plötzlich fluide und ändern sich je nach Herausforderung.

Stéphanie Roulin: On peut aussi demander qui a été tenu à l'écart de ce *demos* et privé des droits et libertés que l'Etat de droit est censé garantir. Sur ce point, le caractère de modèle de la démocratie helvétique doit être questionné. Dans l'histoire récente de la Suisse, de terribles blessures ont été infligées. Je pense non seulement aux femmes

exclues du droit de vote, mais aussi aux enfants placés et autres victimes de mesures de coercition à des fins d'assistance, en particulier les internements administratifs. Des individus ont été mis en prison sans avoir commis de délit, sans connaître la durée de leur détention et sans possibilité de recours (ndlr: uek-administrative-versorgungen.ch)

Ivo Wallimann-Helmer: Grundsätzlich sagt man ja, alle, die Teil des «Demos» sind, sind gleich. Nur ist dann die Frage, was die relevanten Kriterien dieser Gleichheit sind. Müssen die sich selbst versorgen können? Müssen sie rational handeln können? Da stellt sich dann die Frage, ob man Menschen mit geistiger Beeinträchtigung ausschliessen darf. Oder warum schliesst man Kinder aus? Oder wie sieht es im Alter aus, etwa bei Demenz? Das sind Dinge, über die man sich nicht demokratisch verständigt hat. Ein Teil der Idee, was es bedeutet, Anspruch auf Achtung als Gleiche zu haben, ist historisch gewachsen und muss deshalb immer auch der ideologischen Kritik offen sein.

On entend souvent que la Suisse est la plus ancienne démocratie du monde puisqu'il y avait les Landsgemeinden.

Stéphanie Roulin: Oui, mais les gens qui décidaient étaient des hommes qui portaient des armes et, dans les villes, c'était une oligarchie. Dans l'ancienne Confédération, les 9/10^{es} de la population étaient de simples sujets qui n'avaient rien à dire. Paradoxalement, c'est une image d'Epinal qui a aussi été utilisée par les radicaux. Il fallait se référer à une histoire ancienne pour unir des Suisses qui, au milieu du XIX^e siècle, ne se sentaient pas du tout appartenir à la Confédération. La Suisse serait la plus vieille démocratie, une démocratie idéale, un pays alpestre et propre, une terre d'accueil. Ces représentations comportent toujours aussi une part de vérité. Pour citer encore Peter von Matt, les mythes ont un potentiel d'enthousiasme. Il ne faut pas les jeter à la poubelle, il faut les comprendre. C'était important de pouvoir s'identifier à Guillaume Tell. Aujourd'hui, ce héros est accaparé par les conservateurs, mais au XIX^e siècle ce sont plutôt les révolutionnaires et les démocrates d'Europe qui se servaient de cette figure.

Aurions-nous besoin de nouveaux mythes?

Stéphanie Roulin: On ne peut pas les créer et on n'arrive pas à les détruire. Von Matt relève que les bonnes histoires ont la vie dure.

Ivo Wallimann-Helmer: Ich glaube, wir können auch ganz ohne Mythen stolz sein auf unser System. Es kommt dem demokratischen Ideal sehr nahe. Es ist stabil, es erlaubt vielen, sich zu beteiligen und selbst Entscheide mit bloss 100'000 Stimmen Differenz werden respektiert.

Kann man das Schweizer System denn noch verbessern?

Stéphanie Roulin: C'est à souhaiter! Cette question pourrait nous entraîner dans plusieurs directions telles que la place

des lobbys, la transparence, l'inclusion et l'accès au débat démocratique. Sur ces deux derniers points, les réflexions pour développer du matériel de vote compréhensible par tou-te-s ou pour susciter des assemblées citoyennes tirées au sort (ndlr: demoscans.ch) semblent prometteuses. L'enjeu principal de ces expériences est d'encourager la participation la plus large possible à la vie politique, afin de ne laisser personne sur le carreau.

Ivo Wallimann-Helmer: Über die Frage der angemessenen Vertretung haben wir bereits diskutiert. Eine andere Frage ist der zeitliche Horizont. Demokratien sind grundsätzlich kurzfristig orientiert, zur Vermeidung der Tyrannei haben sie Wahlzyklen. Es wurde deshalb schon öfter über eine dritte Kammer für Zukunftsfragen diskutiert. Aber das kommt sicher nicht von heute auf morgen.

Persönlich würde ich eine Institution begrüßen, die bei jeder Initiative klar macht, worüber wir abstimmen und die gesamten Konsequenzen einer Idee zur Abstimmung bringt. Diese müsste wohl in der Judikative angesiedelt sein und deutlich machen: «Wenn ihr Ja sagt zu A, sagt ihr damit auch Ja zu B, C und D.» Wenn ihr die Masseneinwanderungsinitiative wollt, müsst ihr auch Ja dazu sagen, dass die Schweiz aus Europäischen Forschungskoooperationen ausgeschlossen wird. Wenn ihr keine Minarette wollt, müsst ihr auch Nein sagen zur Europäischen Erklärung der Menschenrechte. Und vielleicht als Letztes: Wie wäre es, wenn wir unsere ungeschriebenen Regeln verschriftlichen? Die Vertretung der Regionen, die Kollegialität, Konkordanz, Zaubersformel – ungeschriebene Regeln lassen sich sehr viel leichter brechen, als kodifizierte Gesetze.

Benedikt Meyer ist freischaffender Wissenschaftsredaktor und Buchautor.

Unsere Experte ► **Ivo Wallimann-Helmer** ist Professor für Umweltgeisteswissenschaften an der Universität Freiburg.
ivo.wallimann-helmer@unifr.ch



Notre experte ► **Stéphanie Roulin** est lectrice à au Département d'histoire contemporaine de l'Université de Fribourg.
stephanie.roulin@unifr.ch



Gibt es einen Schweizer Islam?

Musliminnen und Muslime werden in der Schweiz oft noch als fremd wahrgenommen. Andererseits kommt es in weiten Teilen der Community zu einer immer stärkeren Ausrichtung auf die Schweiz. **Hansjörg Schmid**

Während abgrenzende Positionen die Zugehörigkeit des Islams zur Schweiz prinzipiell bestreiten, ist dieser von dynamischen Entwicklungen geprägt. Ein Blick auf die Individuen zeigt: Im Jahr 2000 betrug der Anteil Musliminnen und Muslime mit Schweizer Pass lediglich 12,5 Prozent. Inzwischen haben knapp 36 Prozent der rund 400'000 über 15-jährigen Musliminnen und Muslime die Schweizer Staatsbürgerschaft, die die häufigste Nationalität unter den in der Schweiz lebenden Musliminnen und Muslimen ausmacht – gefolgt von den Balkanstaaten und der Türkei. Konvertitinnen und Konvertiten mit geschätzt 5000 Personen stellen nur einen kleinen Anteil der muslimischen Bevölkerung. Bei den unter 35-Jährigen sind knapp die Hälfte durch Geburt oder Einbürgerung Schweizerinnen und Schweizer. Dennoch werden Musliminnen und Muslime von Aussenstehenden häufig mit der Migrationsgeschichte ihrer Familien konfrontiert und als fremd wahrgenommen. Vor allem seit dem 11. September 2001 gilt das Muslimischsein oft als problematisch. Mit Sicherheit gibt es jedoch auch unter den noch nicht eingebürgerten Personen viele, die sich schweizerisch fühlen, da ihr Lebensweg stark oder gar ausschliesslich in der Schweiz geprägt wurde. Wie bei anderen Menschen auch ist die Identität von Musliminnen und Muslimen vielfältig und weist häufig mehrere geographische und ideelle Bezugspunkte auf. Hinzu kommt, dass viele nicht auf ihr Muslimischsein reduziert, sondern mit all ihren Facetten wahrgenommen werden wollen.

International vernetzt, lokal verankert

Veränderungen zeigen sich auch in den muslimischen Gemeinschaften. Junge Musliminnen und Muslime orientieren sich in der Art, wie sie eine religiös motivierte Jugendarbeit betreiben wollen, an den Standards von Jugendorganisationen in der Schweiz. Musliminnen und Muslime entwickeln in ihren Gemeinden, in Spitälern und

Gefängnissen neue Formen religiöser Begleitung, die es in ihren Herkunftsländern oft nicht gibt und die sie unter Aufnahme der in der Schweiz gängigen Begrifflichkeit als muslimische Seelsorge bezeichnen. Dabei stehen nicht religiöse Lehren im Vordergrund, sondern Individuen in ihren menschlichen Notsituationen, mit ihren Fragen und Zweifeln und mit ihren spirituellen Bedürfnissen. Auch in ihren Freitagspredigten nehmen Imame oft auf Alltagssituationen aus der Schweiz Bezug und bringen diese mit religiösen Überlieferungen ins Gespräch. Schliesslich organisieren sich die muslimischen Gemeinden auf lokaler, kantonaler und nationaler Ebene und orientieren sich dabei an den föderalistischen politischen Strukturen und an der demokratischen Diskussionskultur der Schweiz. Es entsteht so eine vielfältige Vereinslandschaft, die von bürgerschaftlichem Engagement getragen ist. Wie auf der Ebene der individuellen Identitäten müssen hier vermeintliche Gegensätze keine Widersprüche bedeuten: Muslimische Gruppen können gleichzeitig international vernetzt und lokal verankert sein. Auch wenn bisher in der Schweiz noch keine muslimischen Religionsgemeinschaften öffentlich-rechtlich anerkannt sind, wird deren soziales Engagement zunehmend als Ressource wahrgenommen und teilweise vom Bund oder von einzelnen Kantonen unterstützt.

Islamisch gelebte Solidarität

Diese verschiedenen Entwicklungen haben auch Auswirkungen auf «den Islam», welcher hier die dritte Ebene ausmacht. Was Islam genau ist, steht nicht von vornherein fest, sondern ergibt sich jeweils neu durch dynamische Prozesse, Wechselwirkungen und Diskurse. Es sind die Musliminnen und Muslime und ihre Gemeinschaften, die den Islam vor Ort gestalten. Muslimischsein ist durch den Bezug auf den Koran und die Überlieferung des Propheten Muhammad sowie durch religiöse Praktiken wie Beten, Fasten und wohltätiges Handeln geprägt. All



dies kann aber auf unterschiedliche Weise verstanden, gedeutet und gelebt werden. So finden etwa Diskussionen darüber statt, wie die verpflichtende Armenabgabe (*zakāt*) in der Schweiz sinnvoll geleistet werden kann und wem sie zugutekommen soll. Während es vor einigen Jahren noch selbstverständlich war, Geld in die Herkunftsländer zu schicken, gibt es inzwischen auch Projekte, um armutsbetroffenen Menschen im Inland zu helfen. Manche Musliminnen und Muslime gehen so weit, dass sie diese religiöse Pflicht durch Spenden an nichtmuslimische Hilfsorganisationen leisten wollen. Damit stellen sie menschliche Solidarität über formale Religionszugehörigkeit.

Vielseitiger Schweizer Islam

Eine junge Entwicklung ist, dass auch in der Schweiz aus einer islamischtheologischen Perspektive über solche Fragen nachgedacht wird. Dabei geht es um Themen wie Anthropologie, Koranauslegung, Seelsorge, Soziale Arbeit und religiöse Bildung, die aus muslimisch-akademischer Sicht reflektiert werden. Gerade für junge Schweizer Musliminnen und Muslime sind Antworten religiöser Autoritäten aus dem Ausland oft unbefriedigend. Auch aus wissenschaftlicher Sicht ist es zentral, in dem Kontext, in dem bestimmte Erfahrungen gemacht werden, auch über diese nachzudenken. Dabei dient die theologische Selbstreflexion einerseits der intellektuellen Verantwortung in einer stark säkular geprägten Gesellschaft und andererseits der Weiterentwicklung von Handlungsfeldern der Gemeinden.

Angesichts dieser verschiedenen Trends ist es sicherlich angemessen, von einem «Schweizer Islam» zu sprechen. Wie in anderen Identitätsdiskussionen auch lässt sich das spezifisch Schweizerische nur schwer bestimmen. Der Schweizer Islam ist vielfältig und lässt sich nicht auf eine einzige Position festlegen. Er lässt sich nicht von oben verordnen, weder vom Staat noch von einzelnen muslimischen Stimmen. Oft entsteht er von unten und lässt sich kaum festschreiben. Die Diversität der Schweiz findet auch im Schweizer Islam ihren Wiederhall. Aufgrund der grossen Bedeutung kantonaler Bezüge ist es manchmal mehr ein Basler, Zürcher oder Waadtländer Islam.

Integration als Win-win

Es gibt aber noch einen ganz anderen Islam, auch in der Schweiz, mit fundamentalistischen oder radikalisierten Musliminnen und Muslimen – obwohl diese eine kleine Minderheit ausmachen. Wenn sich junge Menschen der zweiten oder dritten Generation hiervon angesprochen fühlen, kann dies mit einer kulturellen Entwurzelung zusammenhängen. Nachdem die Synthese von Herkunftskultur und Islam zerbrochen ist, bleibt bisweilen ein Vakuum ohne Sinn zurück. Wenn noch Ausgrenzungserfahrungen hinzukommen, ist es nur ein kleiner Schritt,

bis man sich als Opfer einer als «verdorben» gedeuteten Gesellschaft wahrzunehmen beginnt. Gerade vor diesem Hintergrund gewinnt die kulturelle Beheimatung des Islams in der Schweiz eine wichtige Bedeutung. Während gewisse Prediger sich gerade die Wunde einer fehlenden Zugehörigkeit zunutze machen, um junge Menschen als Ausgeschlossene anzusprechen, kann eine breit akzeptierte mehrfache Zugehörigkeit zur Schweiz wie zum Islam das wirksamste Gegengewicht bilden.

«Die Diversität der Schweiz findet auch im Schweizer Islam ihren Wiederhall»

Die Diskussion über die Vereinbarkeit von Islam und Schweiz muss schliesslich noch auf einer anderen Ebene kritisch reflektiert werden: Sie kann als Spiegel einer gesellschaftlichen Befindlichkeit gelesen werden, die sich zwischen Angst und Orientierungslosigkeit bewegt. Anhand eines vermeintlichen nach aussen verlagerten Anderen soll das Eigene wieder stärker betont werden. Wird die Zugehörigkeit des Islams zur Schweiz eines Tages eine Selbstverständlichkeit sein? Wenn einmal die Frage nach einem Schweizer Islam nicht mehr gestellt wird, könnte dies ein Zeichen für Normalität und gelungene Integration sein. Aber auch dann wäre die kontroverse Debatte über Islam nicht zu Ende, sie würde aber nicht als Sonderfall betrachtet, sondern so geführt, wie religionskritische Debatten zu anderen Religionen auch.

Unsere Experte ► **Hansjörg Schmid** ist Direktor des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft (SZIG) an der Universität Freiburg, welches ein Doktorsprogramm zu islamisch-theologischen Studien im Schweizer Kontext durchführt. Als Professor für Interreligiöse Ethik forscht er zu politischem Denken im zeitgenössischen Islam, zu Musliminnen und Muslimen in Europa sowie zu Aktivitäten muslimischer Gemeinschaften in der Schweiz im sozialen Bereich.
hansjörg.schmid@unifr.ch

Zur Vertiefung:

- Zweisprachige Website des SZIG zum Islam in der Schweiz: www.islamandsociety.ch
- Zweisprachige Publikationsreihe SZIG-Papers: <https://www.unifr.ch/szig/de/forschung/publikationen/szig-papers.html>



«Wir waren nicht dabei»

Welche Rolle spielte die Schweiz im Kolonialismus? Lange wurde die Frage kaum untersucht, weil es angeblich kaum etwas zu untersuchen gab. Aber diese Sicht ändert sich gerade. **Benedikt Meyer**

«Wir waren nicht dabei.» Das wenigstens sagen sich Schweizerinnen und Schweizer gern, wenn es um die grossen Krisen der Weltgeschichte geht. Und auch die offizielle Schweizer Geschichtsschreibung propagierte lange Zeit den «Sonderfall»: das Abseitsstehen als Erfolgsrezept.

Dass die Schweiz nicht immer nur Abseits stand, wird erst bei näherer Betrachtung deutlich. Und näher betrachtet wird aktuell der Kolonialismus. «Damit hatten wir nun aber wirklich nichts zu tun», könnte man einwerfen, «schliesslich hatte die Schweiz nie Kolonien.» Anderer Meinung ist Damir Skenderovic, Professor für Zeitgeschichte. «Wer sich auf formelle Herrschaft und Besitz von Territorien konzentriert, hat einen zu engen Blick auf den Kolonialismus», sagt er. «Dieser umfasste nämlich auch Wirtschaft, Missionen, Wissensproduktion oder die Migration, also die Besiedelung der angeblich leeren Flächen in Übersee. Und es gab schon in den 1960er-Jahren Studien, die darauf hinwiesen, wie eng die Schweiz hier verflochten war.»

Kolonialismus ohne Kolonien

In den letzten rund 15 Jahren wurde die Forschung zum Kolonialismus intensiviert. Und mit der «Black Lives Matter»-Bewegung und den Debatten um Statuen, Schokoküsse und Alltagsrassismus werden Fragen rund um die Kolonialgeschichte auch in der Öffentlichkeit breiter diskutiert. «Für die Schweiz gibt es die Formel des «Kolonialismus ohne Kolonien». Das heisst, dass die Schweiz zwar keine staatliche Kolonialmacht war und keine Territorien besass, andererseits aber eng mit der imperialen Geschichte verbunden war.»

Das betrifft unter anderem die Universitäten. Diese spielten bei der Produktion von Wissen über die koloniale Welt eine wichtige Rolle. «Es geht darum, welche Vorstellungen beispielsweise von Afrika an Schweizer Universitäten vermittelt wurden. Nehmen wir die Universität Freiburg, an der viele katholische Missionare ausgebildet wurden:

Diese brachen mit bestimmten Vorstellungen nach Afrika auf. Sie kriegten in Freiburg gewissermassen eine Brille aufgesetzt und durch die nahmen sie Afrika wahr. Oft kehrten sie mit den mitgenommenen Stereotypen wieder zurück und gaben die klischeierten Vorstellungen weiter, wobei einige diese in der Zwischenzeit auch revidierten.» Schweizer Hochschulen waren auch daran beteiligt, in den Kolonien Menschen anthropometrisch zu vermessen. «Das technische Knowhow und die Präzisionsarbeit der schweizerischen Uhrenindustrie und Feinmechanik sind weltbekannt. Weniger bekannt ist hingegen, dass im Kontext der sogenannten Rassenforschung präzise Messtechniken und -instrumente an Schweizer Universitäten entwickelt wurden, um Menschen und «Rassen» wissenschaftlich, wie es damals hiess, zu erforschen, zu kategorisieren und klassifizieren. Die anthropometrische Messmethodik der Zürcher Anthropologie wurde zum Exportschlager und trug viel zur Wissensproduktion des europäischen Imperialismus bei.»

Schokolade, Globi und weisse Wäsche

Aber auch Bücher, Filme, Zeitschriften oder das Radio lieferten stereotype Bilder – beispielsweise in den Afrika-filmen von René Gardi oder den Geschichten von Globi. Dabei ging es nicht nur um offensichtlich Problematisches und Rassistisches wie die angebliche Minderwertigkeit als fremd und anders dargestellter Menschen, sondern beispielsweise auch um den Raum. «Das Bild der afrikanischen Weite wurde oft transportiert», sagt Skenderovic. «Eine Weite, die gefährlich und abenteuerlich war, aber noch erobert, ja «zivilisiert» werden konnte. Und das war dann auch das Selbstverständnis der Siedlerinnen und Siedler: dass sie die wilden Gegenden erschlossen und zivilisierten.»

Koloniale Bilder fanden sich aber auch schlicht und einfach im Schweizer Alltag, beispielsweise auf Konsumwaren und in Werbekampagnen. «Wir sprechen da von

«Commodity Racism», von «Warenrassismus», der breite Gesellschaftskreise erreichte. So wurde beispielsweise für Schokolade mit rassistischen Darstellungen und kolonialen Bilderwelten geworben. Ein anderes Beispiel: In den 1930er-Jahren schuf das Warenhaus Globus die Werbefigur des «weissen Negers» aus Afrika, mit dem bei Schweizer Hausfrauen der Kauf von weisser Wäsche angepriesen wurde.»

Grosse Namen mit Vergangenheit

Besonders heftige Diskussionen entzündeten sich zuletzt an einzelnen Figuren. An Alfred Escher etwa, oder am Neuenburger David de Pury. «De Pury verdiente im 18. Jahrhundert sein Geld zu grossen Teilen im Sklavenhandel. Man sprach von Neuenburg auch als «Liverpool der Schweiz». Sklavenhandel ist ein kapitalintensives Geschäft: Man muss viel Geld investieren können, um noch mehr Geld machen zu können. Auf heute umgerechnet, wird De Purys Vermögen, das er grossteils der Stadt Neuchâtel vermachte, auf 600 Millionen Franken geschätzt.» Anders ist Alfred Eschers Geschichte gelagert: «Escher ist berühmt als Gründer der Crédit Suisse, als Eisenbahnpionier und als Förderer der ETH. Er ist zweifellos eine wichtige Figur der Schweizer Geschichte des 19. Jahrhunderts, aber er kam nicht als armer Mann zur Welt. Ihre erste Million – von der man ja gern sagt, es sei die schwierigste – machten seine unmittelbaren Vorfahren mit einer Kaffeeplantage auf Kuba und dort arbeiteten Sklavinnen und Sklaven.» Und Skenderovic nennt ein weiteres Beispiel. «Oder nehmen wir Henry Dunant: Der war Kolonialunternehmer, besass Mühlen in Algerien und wollte persönlich bei Napoleon III (dem Herrscher über Algerien) für seine kolonialen Projekte werben. Deshalb folgte er ihm nach Italien, wo er dann die Schrecken der Schlacht von Solferino erlebte, was ihn schliesslich zur Gründung des Roten Kreuzes motivierte.»

Die Schweiz war auf vielfältige Weise in den Kolonialismus eingebunden. Seis über Schweizer Söldner, die für Frankreich oder die Niederlande kämpften, seis durch den Handel oder die Migration. «Dabei ist es auch wichtig zu zeigen, dass es keine Einbahnstrasse war. Menschen, Wissen und Ideen reisten in die Kolonien – und sie reisten aus den Kolonien in die Schweiz zurück. In Simbabwe, dem ehemaligen Südrhodesien, bauten katholische Missionare unter anderem eine Kunstschule auf, aus der dann etwa künstlerische Konzepte in die Schweiz gelangten. Nichtsdestotrotz waren solche Austausche in asymmetrische Machtverhältnisse eingebunden, die durch Überlegenheitsvorstellungen und das Verständnis einer *mission civilisatrice* bestimmt waren.»

Hinschauen, nicht abrechnen

Was nun? Braucht es für die Aufarbeitung der Kolonialgeschichte und der Verstrickungen mit der Sklaverei eine Bergier-Kommission? Reparationen? Rückführungen von

Kunst- und Kulturgütern? «In erster Linie braucht es ein Bewusstsein dafür, dass die Schweiz Teil der Welt war. Ein Anerkennen, dass sie am Kolonialismus nicht unbeteiligt war. Und das kratzt am Selbstbild der neutralen, unparteiischen Schweiz. Was den Schweizer Kolonialismus angeht, gibt es eine Bewegung, die aus der Gesellschaft kommt, es gibt aber auch Interpellationen im Parlament. Und auch der Nationalfonds unterstützt nach anfänglichem Zögern die Erforschung der Schweizer Kolonialgeschichte.» Wichtig ist Skenderovic aber vor allem, dass die Schweizer Beteiligung am Kolonialismus einer breiteren Öffentlichkeit vermittelt wird. Dass sie im allgemeinen Bewusstsein ankommt und dass sie dafür auch auf konkrete, lokale Beispiele heruntergebrochen wird. «Gerade hier in Freiburg haben wir dafür gute Bedingungen. Man kann über katholische Missionare forschen, über die Auswanderung nach Nova Friburgo oder über die Schokolade.»

Skenderovic geht es nicht um eine Auf- oder gar eine Abrechnung, wer wie viele Kolonien hatte oder wieviel Geld im Sklavenhandel oder mit krummen Geschäften verdiente. Es geht ihm darum, dass Geschichte umfassender und vernetzter Gedacht wird. Nicht nur, um der Geschichte der ehemaligen Kolonien gerecht zu werden – sondern auch um der Schweizer Geschichte als globale Verflechtungsgeschichte gerecht zu werden.

Benedikt Meyer ist freischaffender Wissenschaftsredaktor und Buchautor.

Unser Experte ► **Damir Skenderovic** ist Professor für Zeitgeschichte. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Populismus, Rechtsextremismus, politische Parteien, historische Migrationsforschung, Gegenkulturen und die 68-er Bewegung.
damir.skenderovic@unifr.ch

Café scientifique

Koloniales Freiburg – Vergangenheit und Gegenwart

Mit **Damir Skenderovic**, Prof. für Zeitgeschichte; **Linda Ratschiller**, Doktorassistentin am Dept. für Zeitgeschichte; **Patrick Minder**, Prof. für Geografie und Geschichte am Collège St-Michel und Dozent für Didaktik der Geografie und Geschichte für die Sekundarstufe I und II; **Aurélié Yotégé**, Politikwissenschaftlerin und Gemeinderätin in Villars-sur-Glâne

13. April 2022, 18 bis 19.30 Uhr

Im Nouveau Monde, Ancienne Gare, Fribourg
events.unifr.ch/cafes-scientifiques





(K)eine Geschichte in schwarz-weiss

Zur ungemütlichen Debatte um koloniale Dimensionen der
Alltags- und Spendenkultur. **Barbara Miller & Simone Rees**

Die weltweite Auseinandersetzung mit Rassismus hat sich seit dem «Black Lives Matter»-Sommer 2020 intensiviert und auch die Schweiz konnte sich dieser Debatte nicht entziehen. Die Vorstellung, dass im schweizerischen Kontext keine Differenzierung aufgrund von «Rassen» und damit kein Rassismus existiert(e) und die Annahme schweizerischer, *weisser* Unschuld wurden breitenwirksam erschüttert und in Frage gestellt.

Die Idee der *racelessness* ist in der Schweiz eng mit dem Geschichtsbild als «Land ohne koloniale Vergangenheit» verknüpft. Zwar verweisen neuere historische Erkenntnisse auf die zahlreichen Verflechtungen schweizerischer Akteur_innen mit der kolonialen Welt. Diesen wird in öffentlichen Diskussionen aber oft relativierend entgegengehalten, dass es sich dabei lediglich um einzelne Unternehmen, einzelne Söldner, einzelne Auswandernde gehandelt habe. So können die aufgezeigten Verstrickungen als Fehlverhalten weniger Individuen aufgefasst werden, womit die breite Bevölkerung weiterhin als kolonial unbelastet und ausserhalb rassistischer Denkkategorien stehend erscheint.

Achtung: (Kindheits-)Erinnerung

Diese Lesart der Schweizer Geschichte wird aber brüchig, wenn ein omnipräsentes Alltagsobjekt in den Blick genommen wird: das sogenannte «Nicknegerli». So hiess die berühmte Spardose, welche von christlichen Missionen seit Ende des 19. Jahrhunderts bis Mitte der 1960er Jahre zur Sammlung für ihre Projekte verwendet wurde. Die nickende Sparbüchse hatte über fast hundert Jahre in Kirchen und Sonntagsschulen ihren festen Platz, daneben wurde sie in Geschäften, Schulen und an Bazaren aufgestellt oder in Sammelaktionen von Haus zu Haus getragen.

Das Objekt hatte also aufgrund der Verbreitung, Beliebtheit und Einbindung in die helvetische Alltagskultur eine nicht zu überschätzende Wirkungsmacht. Es verfestigte ein spezifisches Bild von Afrikaner_innen und strukturierte das Verhältnis von Schweizer_innen zu Schwarzen Menschen. Damit drängt sich die Frage auf, welche Vorstellung vom «Anderen» diese Sammeldose verbreitete und wie vor dieser Folie das «Eigene» gedacht werden konnte.

Spendende Schweiz, nickende «Anderer»

Die Figuren auf den Sparbüchsen wurden oft mit überdimensionalen, roten Lippen, krausem Haar, zu grossem Hemd, barfuss und mit schwindender Stirn karikiert. Der Nexus dieser Merkmale entsprach dem kolonialstereotypen Klischee des «unzivilisierten» und «exotischen» Afrikaners. Teilweise hatten sie die Hände zur Bitte oder zum Dank gefaltet, beinahe durchgängig knieten sie auf den Dosen, eine symbolische Haltung der Demut, Unterwürfigkeit und Inferiorität.

Vor diesem Hintergrund war es Schweizer Spender_innen möglich, sich selbst als Wohltäter_innen zu sehen: Altruistisch entrichtete man seinen Obolus an die Bedürftigen und wurde damit seiner eigenen Überlegenheit versichert. Dass die Spende mit einem dankbaren Nicken quittiert wurde, verfestigte die Vorstellung devoter Bittstellender, die auf externe Hilfe angewiesen seien und sich dafür erkenntlich zeigen würden. Die Welt teilte sich in simplifizierender Weise auf in Kniend-Nickende und Stehend-Spendende, in Hilflose und Helfende, in Schwache und Mächtige – und dieses dichotome Auseinanderdividieren vollzog sich entlang der Kategorien Hautfarbe und Herkunft. Schwarze Menschen wurden als vermeintlich

homogene Gruppe über biologische Merkmale definiert und den Schweizer Spender_innen als defizitär gegenübergestellt, wodurch die missionarische Sammeldose koloniale Prozesse der Rassifizierung bediente und beförderte. Über Generationen hinweg war der Ritus einer selbstlosen weissen Opfergabe an das unterwürfig dankbare Schwarze «Andere» steter Alltagsbegleiter, wodurch das schweizerische Selbstbild der Überlegenheit und der Wohltätigkeit gepflegt und immer wieder aufs Neue stabilisiert wurde. Die Sammeldose trug damit massgeblich zur Verankerung des kulturellen Kolonialismus bei und formte die Erzählung einer humanitären Tradition der Schweiz in spezifischer Weise mit.

Wandel und Widerstand

Interessanterweise erkannten Missionen bereits in den 1960er Jahren die problematischen Aspekte der nickenden Figur. Die zunehmende Kritik am Kolonialismus und die Ablehnung von Rassismus nach dem Zweiten Weltkrieg zwang auch sie dazu, ihre Diskurse und Praxen zu überdenken. In diesem «modernisierten» Missionsverständnis hatte die kolonialstereotype Sammeldose schlichtweg keinen Platz mehr und wurde fortan etwa durch Weltkugeln ersetzt. Diese begannen sich beim Einwurf einer Münze zu drehen und sollten hiermit die globale Bewegung zum Besseren durch eine Spendengabe versinnbildlichen. Die Vorstellung eines einseitigen Transfers vom Norden in den Süden sollte durch die Notion einer Welt der wechselseitigen Abhängigkeiten ersetzt werden.

Dieser initiierte Perspektivwechsel stiess in der schweizerischen Bevölkerung allerdings auf Widerstand. So berichtete ein katholischer Missionar in der Monatsschrift «Wendekreis» 1976 etwa von seinem «Ärger mit den Nicknegern», da die rassistischen Sammeldosen im öffentlichen Raum nicht durch die angebotenen Alternativen ausgetauscht wurden. Ihm sei erwidert worden, man habe sich an das Objekt gewöhnt, das «seit eh und je» aufgestellt worden sei. Es sei ein wichtiger Bestandteil der «Kindheits-erinnerungen» und die Mission «sollte Rücksicht auf die Gefühle der Leute nehmen». Die Weiterverwendung der nickenden Figur verärgerte den Missionar insbesondere deshalb, da sich zunehmend auch Afrikaner_innen im europäischen Raum bewegen würden und «sich durch den sichtbaren westlichen Überlegenheitsdünkel beleidigt fühlen» könnten.

Entgegen seiner aufklärenden Intention löste der Artikel weitere Zeugnisse des Widerstandes aus. In einer Zuschrift wurde dem Missionar etwa entgegengehalten: «Die Frechheit, mit der man gutgesinnte Menschen wegen einem Nicknegerlein überfällt, finde ich sehr gemein. Es kommt doch nicht darauf an, auf welche Weise das Geld gesammelt wird, ob mit einem Nickneger, der die Kinder so erfreut, oder mit einer kalten Weltkugel.» Ein

Umdenken in Bezug auf globale Beziehungen sowie auf Selbst- und Fremdverständnisse wurde somit zugunsten einer simplifizierenden Weltaufteilung abgelehnt und der Erhalt der sogenannten eigenen Tradition höher gewichtet, als die herabwürdigende Wirkung für Andere.

Dekolonisierung der «humanitären Schweiz»

Solche Argumentationsmuster lassen sich auch in den aktuellen Debatten beobachten. Ob in Bezug auf Süssspeisen, Wappensymbole, Werbekampagnen, Statuen oder Kindergeschichten: Wann immer auf kolonialrassistische Begriffe, Bilder und Vorstellungen im täglichen Leben verwiesen wird, ruft dies von diversen Seiten Gegenwehr hervor. Diese oszilliert zwischen der fast schon nostalgischen Betonung ihrer grossen Bedeutung für die eigene Tradition und Geschichte, welche es gegen ungerechtfertigte Angriffe aufrechtzuerhalten gelte und Erklärungsversuchen, dass es sich dabei nicht um rassistische Begriffe oder Bilder handle. Im Kontext der nickenden Figur wird darüber hinaus verteidigend argumentiert, dass man es ja nur gut gemeint habe, weshalb weder das Objekt noch die Handlung und auch nicht das damit verbundene Weltbild rassistisch gewesen sein könne. Der Verweis auf die altruistische Motivation kann folglich als ultimatives Totschlagargument wirken, wobei problematische Effekte der Spendenkultur ausgeblendet werden.

Die missionarische Sammeldose ist nicht nur ein weiteres Beispiel dafür, dass auch die breite Bevölkerung der Schweiz in koloniale Denksysteme eingebunden war. Der historische Blick auf die nickende Figur zeigt vielmehr auch, dass selbst vermeintlich wohlthätige Handlungen rassistische Selbst- und Fremdverständnisse verfestigen konnten. Die kritische Dekonstruktion von Praxen des Spendens und Helfens – womit auch die Dekolonisierung des Selbstverständnisses der «humanitären Schweiz» einhergeht – ist zwar ungemütlich, jedoch dringend notwendig. Denn nur wenn koloniale Hintergründe und rassifizierende Strukturen in allen Bereichen des schweizerischen Alltags erkannt, benannt und verstanden werden, können sie schliesslich auch überwunden werden.

Unsere Expertinnen ► **Simone Rees & Barbara Miller** sind SNF-Doktorandinnen am Departement für Zeitgeschichte. Anhand einer katholischen Missionsgesellschaft untersuchen sie die Verflechtungsgeschichten zwischen dem kolonialen Simbabwe und der Schweiz im 20. Jahrhundert.
simone.rees@unifr.ch | barbara.miller@unifr.ch

Au-delà des «Kuhschweizer»

Au XVI^e siècle, les humanistes s'évertuaient à polir l'image de la Confédération à l'étranger. Leur recette? Des textes savamment rédigés en latin et un recours généreux à la figure héroïque de Guillaume Tell. Trois chercheurs de l'Unifr leur dédient un portail internet. **Patricia Michaud**

Pourquoi ce projet de portail internet, baptisé Humanistica Helvetica?

David Amherdt: Nous disposons d'une multitude de textes écrits par des humanistes suisses au XVI^e siècle. Ils sont d'une infinie variété et richesse, notamment dans leur forme (lettres, poèmes bucoliques, épigrammes, pièces de théâtre, éloges, etc.). Or, peu d'entre eux sont connus, voire traduits. L'un des buts de notre projet est justement de mettre en avant ce patrimoine.

Qu'avaient-ils de particulier, les humanistes suisses du XVI^e siècle?

David Amherdt: Ils ont écrit sur de nombreux thèmes, en fonction de leurs affinités respectives. Mais ce qui revient chez presque tous les humanistes de cette époque, c'est un intérêt très poussé pour le patriotisme, les héros nationaux en général et Guillaume Tell en particulier. Sans oublier la montagne, pour des raisons géographiques évidentes. Ils la décrivent avec beaucoup de sensibilité et d'enthousiasme, au point d'en devenir des espèces de romantiques avant l'heure.

Kevin Bovier: Il faut rappeler que longtemps, et notamment dans l'Antiquité, la montagne a été perçue comme un endroit effrayant. Il fallait, par exemple, une autorisation spéciale délivrée par les autorités afin de gravir le Pilatus, car on croyait à l'époque que le corps maudit de Ponce Pilate avait été déposé dans le lac à proximité. L'intérêt pour la montagne comme lieu d'activité (par exemple l'étude de la faune et de la flore) naît parallèlement aux écrits des humanistes. C'est aussi le début de l'idée que la montagne a des vertus sanitaires. Par contre, on n'en est pas encore à l'ère du tourisme en montagne.

Dans quel contexte politique ces érudits évoluaient-ils?

David Amherdt: A l'époque, la Suisse ne comptait que treize cantons, unis par des liens plus ou moins forts. Il s'agissait donc d'un petit pays perdu au milieu de ce mammoth européen qu'était le Saint-Empire romain germanique. C'est justement la volonté d'asseoir l'identité helvétique qui a nourri le travail des humanistes. Au début du XV^e siècle, des premiers textes sur l'histoire de la Confédération avaient été diffusés en allemand. Un siècle plus tard, les humanistes reprennent ces motifs, en latin cette fois.

«C'est justement la volonté d'asseoir l'identité helvétique qui a nourri le travail des humanistes»

David Amherdt

Kevin Bovier: Mais au fond, que nous apprend de l'époque ce besoin qu'avaient les humanistes de défendre l'image de la Suisse sur l'identité nationale? On se trouve dans une situation intermédiaire: d'une part, l'identité suisse est déjà suffisamment établie pour mériter d'être défendue et, d'autre part, pas encore assez forte pour se passer de défense...

Les humanistes suisses cherchent à asseoir l'identité nationale, voire à défendre l'image de la Suisse aux yeux

du reste de l'Europe; quelle image notre pays avait-il à l'étranger?

Kevin Bovier: Le cliché, c'étaient les «Kuhschweizer», les gardiens de vaches. A l'inverse, les humanistes veulent démontrer que leurs compatriotes sont cultivés, puissants militairement, qu'ils ont un passé prestigieux.

Clemens Schlip: Ein Weg dazu ist das Verfassen von Texten in gutem Latein. Die Schweizer Humanisten zeigen so, dass sie belesen sind und dass sie die antike Sprache meistern. Sie haben die klassischen Texte von Autoren wie Vergil, Horaz und Cicero studiert und versuchen, ihren Stil zu imitieren.

David Amherdt: Il faut rappeler à ce propos que les humanistes, qu'ils soient suisses ou étrangers, ont imaginé une rupture très forte avec le Moyen Age, dont le latin s'était, à leur avis, dégradé. Ils sont revenus à la langue «pure» de l'Antiquité, ce qui fait dire à certains spécialistes que les humanistes ont tué l'évolution naturelle du latin.

«Die Schweizer Humanisten waren im Ausland gut vernetzt und reisten viel»

Clemens Schlip

Qui dit latin classique dit aussi textes réservés à une élite...

David Amherdt: Les humanistes suisses étaient issus de familles aisées et cultivées, souvent actives au sein du clergé et/ou dans les milieux politiques. Leurs textes s'adressaient à un lectorat similaire. On pourrait donc dire, en effet, qu'ils étaient quelque peu élitistes.

Clemens Schlip: Natürlich konnte diese lateinischen Texte nicht jedermann lesen. Und es gab ein weiteres Hindernis: um sie inhaltlich zu verstehen, brauchte man ein sehr spezifisches historisches und kulturelles Hintergrundwissen. Aber man darf nicht vergessen, dass Latein damals das war, was Englisch heute ist: eine Sprache, die die Intellektuellen überall in Europa perfekt beherrschten. Die Schweizer Humanisten waren im Ausland gut vernetzt und reisten viel.

L'écriture en latin servait donc à la fois à prouver le niveau d'érudition des Suisses, mais aussi à rendre ces textes accessibles à l'étranger...

David Amherdt: Sans oublier une troisième fonction, pédagogique cette fois: apprendre aux étudiants à se familiariser avec le bon latin, afin d'en faire les futures élites intellectuelles.

Pour en revenir au patriotisme véhiculé par ces textes: concrètement, comment s'y prennent les humanistes pour chanter les louanges de la Confédération?

Clemens Schlip: Sie machen zum Beispiel, was andere Humanisten in Europa auch tun: sie versuchen eine Verbindung zwischen ihrer Heimat und der antiken Mythologie und Geschichte zu konstruieren. Der Bündner Dichter Simon Lemnius führt beispielsweise die Herkunft seines Volkes auf die Trojaner zurück.

David Amherdt: En effet, les humanistes n'hésitent pas à se construire un passé prestigieux, ce qui leur permet de comparer la Suisse à la République romaine naissante, dont elle est appelée à imiter le grand destin. Le personnage central de cette mythologie helvétique est, bien évidemment, Guillaume Tell. Il est d'ailleurs souvent comparé aux héros de la République romaine, Brutus, Enée, etc. Bref, tout comme les Romains avaient tenté de montrer que leurs héros étaient à la hauteur de ceux de la mythologie grecque, les humanistes suisses veulent montrer que Guillaume Tell est à la hauteur des grands héros de l'Antiquité romaine, qui reste toujours LA période de référence. Eh oui, rien que ça! (*Rires*)

En quoi la figure de Guillaume Tell servait-elle la cause des humanistes suisses?

Kevin Bovier: Guillaume Tell, c'est le garant de la liberté. En tuant le bailli Gessler, il se débarrasse de l'autorité tyrannique. Mettre en avant ce héros, c'est chercher à donner l'image d'une Suisse peuplée de gens courageux qui ne se sont pas laissés assujettir par un prince.

Clemens Schlip: Damals wird in Deutschland den Eidgenossen zum Vorwurf gemacht, dass sie vom Heiligen Römischen Reich abgefallen sind. Die Wilhelm-Tell-Geschichte muss man auch im Kontext dieser Kritik sehen.

Ce sont donc les humanistes du XVI^e siècle qui ont fait du célèbre arbalétrier une mascotte nationale?

David Amherdt: Certes, cette figure légendaire – apparue pour la première fois dans des écrits du XV^e siècle – a été mise en avant à de nombreuses reprises dans les textes du XVI^e siècle. Au point d'en faire une particularité des humanistes suisses par rapport aux savants européens: à l'étranger, on ne s'est pas autant focalisé sur un personnage héroïque. C'est d'ailleurs à la même époque que Tschudi (ndlr: considéré comme le père de l'histoire suisse) a fixé la version de l'histoire qui s'est transmise durant les siècles suivants. Mais il a fallu attendre la pièce de Schiller, au début du XIX^e, pour faire exploser la popularité de Guillaume Tell.

Comment s'explique-t-on cette focalisation sur un seul héros en Suisse?

David Amherdt: De nombreux pays étrangers avaient un réservoir de héros antiques ou médiévaux. Peut-être est-ce pour pallier ce manque que Guillaume Tell a émergé en tant que personnage marquant en Suisse.

On l'a bien compris, les humanistes suisses étaient patriotiques. Au point de renoncer à toute forme de critique envers leur pays?

Clemens Schlip: Nein, ich würde nicht so weit gehen. Man muss sich jedoch vor Augen halten, dass viele Humanisten selbst zur Führungsschicht gehörten oder ein enges Verhältnis zu den Mächtigen hatten. Schliesslich brauchten sie als Intellektuelle einflussreiche Gönner, die ihnen zum Beispiel eine Anstellung verschafften und so ihre Studien unterstützten. Eine kritische Haltung war daher nicht selbstverständlich. Im Kontext der Reformation kritisierte man dann jedoch durchaus gerne den jeweiligen konfessionellen Gegner.

Kevin Bovier: En effet. Mais les conflits religieux de l'époque ne sont pas parvenus à diviser fondamentalement les humanistes suisses. Ils sont toujours restés liés, qu'ils soient catholiques ou protestants. Je suppose que leur vision et leur but communs transcendaient leurs différends.

Que reste-t-il aujourd'hui de la vision et du but des humanistes suisses du XVI^e siècle?

David Amherdt: La Suisse fait toujours figure de petit pays qui essaie de s'imposer, de se démarquer face à ses grands voisins. Et puis ce réflexe qu'avaient les humanistes helvétiques de vouloir montrer que leur culture était à la hauteur de celle de leurs homologues étrangers existe toujours, notamment face à la France (pour les Romands) et à l'Allemagne (pour les Alémaniques).

Kevin Bovier: Je trouve également très intéressant de constater que Guillaume Tell, la figure de proue des humanistes suisses, n'a pas pris une ride. C'est probablement le signe que les valeurs qu'il représentait à l'époque sont toujours d'actualité.

Clemens Schlip: Damit bin ich einverstanden. Die ausgeprägte Freiheitsliebe der Schweizer – die damals ihren symbolischen Ausdruck in der Figur des Wilhelm Tell fand – scheint immer noch sehr stark zu sein. Ein aktuelles Beispiel ist die Covid-19-Pandemie: in der Schweiz fielen die Massnahmen in der Regel lockerer aus anderswo in Europa.

Patricia Michaud est journaliste indépendante.

Notre expert ► **David Amherdt** est maître d'enseignement et de recherche au Département de philologie classique de l'Unifr. david.amherdt@unifr.ch



Notre expert ► **Clemens Schlip** est post-doctorant au Département de philologie classique de l'Unifr. clemens.schlip@unifr.ch



Notre expert ► **Kevin Bovier** est post-doctorant au Département de philologie classique de l'Unifr. kevin.bovier@unifr.ch



Une plateforme bilingue et inédite

Conrad Gessner, Glareanus, Vadianus ou encore Simon Lemnius. Ces noms ne vous disent rien? C'est sans doute parce que, jusqu'à aujourd'hui, personne n'avait pris la peine de procéder à une étude globale de la riche matière textuelle (en latin) laissée par les humanistes suisses du XVI^e siècle. Ce sera bientôt chose faite grâce au projet Humanistica Helvetica lancé par David Amherdt. Au cœur de cette démarche scientifique soutenue par le FNS figure un portail internet bilingue français-allemand, qui proposera des informations générales sur la thématique, des études approfondies consacrées à six auteurs particulièrement importants, ainsi que la présentation d'une généreuse brochette de textes. Avec l'appui des post-doctorants germanophone Clemens Schlip et francophone Kevin Bovier, le maître d'enseignement et de recherche au Département de philologie classique de l'Unifr s'attelle actuellement à la sélection, à la traduction et à l'édition de ces écrits. Même si la plateforme vise principalement les étudiant-e-s, professeur-e-s, chercheuses et chercheurs spécialisé-e-s, elle pourrait dans un second temps être agrémentée d'une section destinée à un public plus large, notamment les gymnasien-ne-s.



Landsgemeinde forever?

Historisch betrachtet, stellt die Schweiz in der Entwicklung ihrer gesellschaftlichen Kommunikation keinen Sonderfall dar, wie viele Parallelen zu den Nachbarländern zeigen. Und doch gibt es die eine oder andere Schweizer Besonderheit. **Mike Meißner & Philomen Schönhagen**

Schon mit Blick auf die Versammlungskommunikation, die über lange Zeit hinweg die grundlegende Form gesellschaftlichen Austauschs darstellte, fällt ein Spezifikum auf: die immer noch stattfindenden Landsgemeinden im Kanton Glarus sowie im Halbkanton Appenzell Innerrhoden. Diese Volksversammlungen, bei denen wichtige politische Geschäfte verhandelt und entschieden werden, gleichen in mancher Hinsicht noch ihren frühen Vorläufern.

Solche Versammlungen, die lange die Hauptform gesellschaftlicher Kommunikation darstellten, stiessen jedoch mit der wachsenden Grösse und Ausdifferenzierung von Gesellschaften an ihre Grenzen. Deshalb gewann Kommunikation über Distanz immer mehr an Bedeutung. Dabei spielten zunächst private (Brief-)Boten, z.B. von Fürstenhäusern, der Kirche, Universitäten und Händlern, eine grosse Rolle.

Auf dem Weg zu Zeitungen

Mit dem Aufkommen eines allgemein zugänglichen Postwesens, zunächst mit wöchentlicher Zustellung, entstanden im 16. Jahrhundert regelmässige Nachrichtensammlungen sogenannter Novellanten. Sie wurden für bestimmte Auftraggeber, z.B. Handelshäuser wie jenes der Familie Fugger in Augsburg, handschriftlich erstellt und diesen wöchentlich per Post zugestellt – daher ihre Benennung als Briefzeitungen. Ob es solche in der Schweiz gab, ist unklar; aber es scheint sicher, dass Briefzeitungen aus Deutschland und Frankreich bezogen wurden.

Schon früher, ab ca. 1480, hatte es im deutschen Sprachraum die sogenannten Newen Zeytungen gegeben, unregelmässig erscheinende Einblattdrucke mit einzelnen Nachrichten. Eine Kommentierung von Ereignissen bzw. ein öffentlicher Meinungskampf erfolgte seit den 1520er-Jahren in den Pamphleten. Dies waren Flugblätter oder -schriften, die sich insbesondere im Zuge der Reformation verbreiteten und ebenfalls punktuell erschienen. In ihrer Gesamtheit machten sie somit erstmals (wieder) Interessengegensätze für eine relativ breite Bevölkerung sichtbar.

Bei der weiteren Entwicklung zu autonomen und am Markt orientiert erstellten Wochenzeitungen – zunächst handschriftlich, dann mittels des Buchdrucks vervielfältigt – war die Schweiz früh mit dabei: Die ersten bekannten gedruckten (Wochen-)Zeitungen, die übrigens unparteilich waren und Forumscharakter hatten, erschienen spätestens seit 1609 im damals deutschsprachigen Strasbourg («Relation») und in Wolfenbüttel im heutigen Deutschland («Aviso»). Aber schon 1610 kam mit der «Ordinari Wochenzeitung» in Basel ebenfalls ein Blatt heraus, das allerdings nur ein Jahr erschien. Zürich war in den 1620ern mit zeitweise drei gleichzeitig erscheinenden Zeitungen – darunter dem Vorläufer der heutigen NZZ – eine der führenden «Zeitungsstädte» in Europa. Ganz anders als das katholische Freiburg/Freiburg, das bis 1584 den Buchdruck ganz verboten hatte. Hier war das «Feuille d’Avis» im Jahre 1737 die erste Zeitung überhaupt. Es handelte sich um ein sogenanntes Intelligenzblatt – Anzeigenblätter, die vor dem Hintergrund des Merkantilismus im 18. Jahrhundert entstanden und die Förderung der (lokalen) Wirtschaft zum Ziel hatten.

Meinungskampf und Zeitschriften

Im Zuge des Kampfes um Freiheitsrechte, u. a. die Pressefreiheit, traten im späten 18. sowie insbesondere im 19. Jahrhundert zunehmend parteiliche Blätter an die Stelle der frühen Forumszeitungen. Den Hintergrund dafür bildeten auch die seit Ende des 17. Jahrhunderts erscheinenden historisch-politischen Zeitschriften, die zunehmend die Funktion der Pamphlete übernommen hatten. Die wichtigste Zeitschrift dieser Art in der Schweiz war der «Historische und Politische Mercurius» in Zürich (1694–1723), der in der Hauptsache eine Übersetzung des damals sehr bekannten «Mercure historique et politique» aus Den Haag war. Dieser wurde jedoch um lokale und schweizerische Themen ergänzt. In Neuchâtel erschien von 1732 bis 1784 der «Mercure Suisse», der jedoch eher zum Typ der Gelehrtenzeitschriften zu zählen ist. Gemäss Rodolphe Zellweger nahm er den

ersten Platz unter den Schweizer Zeitschriften der Zeit ein und war die «phare neuchâteloise de l'âge des Lumières».

Vom Meinungs- zum Informationsjournalismus

Der Meinungsjournalismus wurde gegen Ende des 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert auch für das Zeitungswesen prägend. Eines «der angrifffigsten Blätter» war die liberale «Appenzeller Zeitung», die seit 1828 in Trogen erschien und trotz Verboten auch in anderen Kantonen verbreitet war. In der Schweiz waren die sogenannten Gesinnungszeitungen deutlich länger vorherrschend als in den Nachbarländern. Erst nach dem 2. Weltkrieg wurden diese nach und nach wieder von – modernen – Forumszeitungen abgelöst. In Deutschland dagegen kamen nach einer Phase der Meinungspublizistik schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit den Generalanzeigern erneut Tageszeitungen auf, die sich wieder stärker als Forumszeitungen verstanden und dem neutralen Informationsjournalismus verpflichtet waren. In der Schweiz spielten diese eine geringere Rolle und erschienen vor allem in den grösseren Städten, so etwa «La Tribune de Genève». Dieser erste Schweizer Generalanzeiger kam ab 1879 heraus, gefolgt von weiteren in La Chaux-de-Fonds (1880), Neuchâtel (1891) und Lausanne (1893). In der Deutschschweiz waren der «Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich» (1893) sowie der «Luzerner Tages-Anzeiger» (1897) die ersten derartigen Publikationen.

Schweizer Boulevard

Ähnlich den Generalanzeigern, die vorrangig von Pendler_innen genutzt und bei ihrer Lancierung teilweise auch gratis abgegeben wurden, entstanden etwa hundert Jahre später, Ende der 1990er-Jahre, die Gratis- oder Pendlerzeitungen, die sich mittlerweile in der Schweiz mit «20 Minuten» bzw. «20 minutes» etabliert haben. Dies gilt auch für Frankreich («20 minutes»), nicht jedoch für Deutschland, wo alle solchen Neugründungen wieder eingestellt wurden. In ihrer Aufmachung erinnern sie an Boulevardzeitungen, deren Einführung von zum Teil heftigen Protesten begleitet wurde. So wurde der «Blick» (seit 1959) zu Beginn als «geschmacklos und unschweizerisch» vehement abgelehnt und bei Demonstrationen sogar öffentlich verbrannt. In der Folge wurde er aber gut angenommen und bald zur auflagenstärksten Zeitung des Landes.

Vom Wort zu Bild und Ton

Schauen wir zum Schluss noch auf die audiovisuellen Medien, so ist bemerkenswert, dass die Schweiz womöglich das erste ortsfeste Kino aufwies: Es befand sich ab 1896 in Carouge in der Nähe von Genf, bot allerdings noch keine ständigen Vorführungen an. Daneben gab es, wie in anderen Ländern, sogenannte Wanderkinos, in welchen Filme in Gaststätten, Variété-Theatern und auf Jahrmärkten, z.T.

auch in mobilen Zeltkinos vorgeführt wurden. Letztere erlebten Anfang des 20. Jahrhundert eine Blütezeit: So waren etwa in Fribourg/Freiburg teilweise vier Zeltkinos gleichzeitig in der Stadt.

Das in den 1920ern neu dazukommende Radio bzw. der sogenannte Rundspruch verbreitete sich in der Schweiz ähnlich schnell wie anderswo, mit einer regelrechten Radioeuphorie in den 1930er-Jahren. Jedoch konnte das Programm in einigen Bergregionen nicht empfangen werden, weshalb mit dem Telefonrundspruch eine weitere Schweizer Besonderheit entstand. Diese ermöglichte es, mit einem speziellen Gerät das Hörfunkprogramm über das Telefonkabel zu empfangen – anfangs konnte man aber aus technischen Gründen nicht gleichzeitig telefonieren und Radio hören; übrigens ähnlich wie später bei der Internetnutzung via Modem.

Die Einführung des Fernsehens war in der Schweiz zunächst vor allem in Form des Kinofernsehens geplant, wie übrigens auch in Grossbritannien und den USA. In diesem Kontext wurde ab 1939 an der ETH Zürich der Eidophor entwickelt, eine Art Grossbildprojektor. Der offizielle Start des Fernsehens in der Schweiz im Jahre 1953 erfolgte dennoch in Form des Heimempfangs. In Europa einmalig war die starke Ablehnung des Fernsehens in der Deutschschweiz, wobei sogar eine «Aktionsgemeinschaft gegen das Fernsehen» gegründet wurde. Man befürchtete hauptsächlich einen negativen Einfluss auf junge Menschen. Aber auch die Angst von Zeitungsverlegern und Radioverantwortlichen vor der Konkurrenz sowie das Unbehagen einiger Kantonalpolitiker vor einer zu starken Vereinheitlichung spielten eine Rolle. Derartige Befürchtungen, aber auch euphorische Hoffnungen, haben übrigens fast jede Einführung neuer Medien(-technologien) begleitet – sich aber in den tatsächlichen Entwicklungen typischerweise nicht bestätigt.

Unser Experte ► **Mike Meißner** ist Doktorand bei Prof. Schönhagen am Departement für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung DCM und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FernUni Schweiz. mike.meissner@unifr.ch

Unsere Expertin ► **Philomen Schönhagen** ist Professorin für Kommunikationsgeschichte und gesellschaftliche Kommunikation am Departement für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung DCM. philomen.schoenhagen@unifr.ch

Literatur

- Schönhagen, Philomen/Meißner, Mike (2021): Kommunikations- und Mediengeschichte. Von Versammlungen bis zu den digitalen Medien. Köln: von Halem.

Un souffle démocratique dans l'Eglise catholique

50 ans plus tard, que reste-t-il à mettre en œuvre des Synodes 1972? L'ADN démocratique helvétique pourrait-il se répandre à toute l'Eglise catholique pour le prochain Synode des évêques 2023 sur la synodalité? **François-Xavier Amherdt**

C'est vrai qu'un véritable élan d'enthousiasme habitait les délégués démocratiquement choisis au lendemain du Concile Vatican II (1962–1965). Les Synodes des six diocèses suisses (Lausanne, Genève et Fribourg / Sion / Bâle / Coire / St-Gall / Lugano), en alternance avec le Synode national d'il y a un demi-siècle, peuvent paraître à certain·e-s nostalgiques comme un temps béni et hélas révolu, dont certaines promesses n'ont pas été tenues.

Prophétiques

Pourtant, à y regarder de plus près, on peut dire qu'ils ont contribué à faire évoluer le visage de l'Eglise en Suisse et ils se sont avérés véritablement prophétiques, puisque depuis son élection en 2013, le pape François ne cesse de plaider pour plus de participation du peuple de Dieu et des Eglises locales (la «syn-odalité», du grec *sun-odos*, ou faire chemin ensemble).

Le fonctionnement même des Synodes suisses (consultation et participation de toutes et tous, recherche de consensus, authentification par l'autorité hiérarchique) montre que la manière de faire habituelle en politique helvétique a pu déteindre quelque peu sur les procédures ecclésiales. Dans une certaine mesure, le système fédéraliste ressemble à celui de l'Eglise, où chaque diocèse conserve une véritable autonomie, la communion catholique étant assurée par l'évêque de Rome. Naturellement, l'analogie reste assez lointaine, mais on sent que François s'emploie à valoriser les initiatives des Eglises locales, régionales et continentales, avec des synodes à ces différents niveaux, sans pour autant renoncer au facteur pontifical d'unité.

Des avancées

Qu'ont apporté d'essentiel les Synodes suisses? D'abord la prise de conscience que toutes et tous les baptisé·e-s ont leur mot à dire, tant dans l'expression de la foi (le *sensus fidei* des baptisé·e-s), que pour les orientations pastorales en chaque contexte. Le pontife argentin répète à l'envi, depuis son document programmatique *Evangelii gaudium* de

Tous les baptisé·e-s ont leur mot à dire, dans l'expression de la foi

2013 (EG), que tou·te·s les fidèles sont des «disciples-missionnaires», toutes et tous sans exception chargé·e-s de l'annonce de la Bonne Nouvelle (n. 119–121). Les Synodes ont ainsi favorisé l'engagement bénévole des baptisé·e-s en une série de groupes, mouvements et associations (solidarité, santé, cercles bibliques, cénacles de prière, équipes liturgiques, catéchistes de base, etc.) selon la tradition du bénévolat très solidement ancrée dans notre pays. Cela se traduit également par la mise en place d'une multitude de conseils dans les communautés paroissiales, les régions et les diocèses, soit financiers et administratifs, avec de véritables responsabilités attribuées à leurs membres et le développement d'un système dual fait, d'un côté, d'une organisation pastorale sous la conduite de l'évêque et, de l'autre, d'une organisation administrative (communes ecclésiastiques) régie par un système démocratique.



Au niveau diocésain, chaque évêque s'est doté d'un conseil presbytéral (délégués des prêtres réfléchissant à la vie et au ministère sacerdotal), d'un conseil pastoral diocésain (délégués des laïcs déterminant les grandes orientations évangélisatrices) et, dans certains diocèses, d'un conseil des diacres et des agents pastoraux laïcs.

Les Synodes suisses ont également prôné la mise en place de petites communautés de base, où puisse se vivre un véritable partage de la Parole, de la prière, de la fraternité, de la justice et de la mission, dans les quartiers et les villages. Ce vœu demeure en grande partie inaccompli, en comparaison avec d'autres continents où fleurissent de telles communautés ecclésiales vivantes. En outre, les documents synodaux de 1972 préconisaient la collaboration entre paroisses au niveau de secteurs ou d'unités pastorales, pour la mise en commun des idées et des forces missionnaires, ensembles pastoraux confiés à des équipes pastorales mixtes, composées de prêtres, diacres, religieux-ses et laïcs mandatés, sous la conduite d'un curé modérateur de la charge pastorale, en vue de répondre à la plus grande mobilité des personnes.

Engagement de laïcs

L'une des grandes innovations des assemblées synodales helvétiques réside, sans nul doute, dans la possibilité octroyée à des laïcs, femmes et hommes, de s'engager aux côtés des ministres ordonnés de manière durable dans la pastorale du diocèse, manifestant ainsi une volonté explicite d'expérimenter la synodalité dans une diversité de services d'Eglise. Dénommés différemment selon les formations reçues et les responsabilités attribuées, elles et ils reçoivent de l'évêque un mandat et une lettre de mission canonique.

C'est dans le Jura pastoral (partie francophone du diocèse de Bâle) et dans tout le diocèse de Bâle que cette institution a été poussée le plus loin. Désormais, les agents pastoraux laïcs disposant d'une formation théologique complète (master ou diplôme ecclésiastique) s'appellent, selon le désir de Mgr Felix Gmür, «théologien-ne-s de la pastorale». Mission leur est donnée par l'évêque d'accompagner les communautés – certain-e-s avec le titre de «répondant-e-s» de paroisses ou d'unités pastorales, avec l'appui d'un prêtre modérateur – ou d'exercer un «ministère spécialisé» en aumônerie d'hôpitaux, de prisons, d'écoles, etc. –, au sein d'une équipe pastorale ou d'une équipe d'aumônerie.

En parallèle avec les ordinations presbytérales et diaconales, les théologien-ne-s laïques qui le souhaitent bénéficient, selon le droit diocésain de Bâle, de la possibilité de sceller un engagement mutuel et pour la vie entière au service du diocèse, par une «institution». Ce rite liturgique de l'institution correspond là aussi prophétiquement à deux décisions récentes du pape François: d'une part, par le

motu proprio Spiritus Domini (11 janvier 2021), le souverain pontife a élargi également aux femmes l'accès aux ministères institués de lecteurs-trices (pour l'animation biblique de la pastorale) et d'acolytes (pour le service de la table, de l'autel et des pauvres); d'autre part, il a introduit pour les femmes et les hommes le nouveau ministère de catéchiste, par une autre lettre intitulée *Antiquum ministerium* (11 mai 2021), pour l'exercice du service de l'annonce de la Parole.

A noter que, selon les desiderata des Synodes 1972, la synodalité fonctionne très intensément dans lesdites «missions linguistiques» où, en complémentarité avec le missionnaire-prêtre couvrant un vaste territoire, chaque communauté locale est confiée à un-e ou plusieurs responsables laïc-que-s choisi-e-s par ses pairs.

Les grands diocèses sont divisés en régions diocésaines, placées normalement sous la houlette conjointe d'un vicaire épiscopal prêtre et d'un-e responsable régional-e (diacre ou agent-e pastoral-e laïque). Signalons que l'évêque de Lausanne, Genève et Fribourg vient de nommer, en septembre 2021, deux laïc-que-s et un diacre en tant que ses représentants dans trois des cantons de son diocèse. Cette pluralité d'états de vie se retrouve donc également au sein du Conseil épiscopal (comme à Sion) qui épaula l'évêque dans ses choix essentiels.

Un pour tous, tous pour un

Cette devise de la Suisse peut valoir *mutatis mutandis* pour la collégialité sur le plan de l'Eglise universelle. En lançant une vaste consultation préparatoire en 2021-2022 pour le Synode des évêques qui se tiendra à Rome en octobre 2023, sur le thème «Pour une Eglise synodale: communion, participation et mission», le pape veut intensifier la synodalité «catholique» qui s'inscrit théologiquement dans l'essence même de l'Eglise.

La promotion d'une diversité d'engagements, la nomination à des postes à responsabilité de femmes et d'hommes de différents ministères, la diversité des profils appelés à collaborer au sein de conseils diocésains, tous ces fruits déjà portés suite aux Synodes 1972 ouvrent la voie à une Eglise qui désire risquer des chemins nouveaux, afin de rester crédible dans le monde de ce temps.

Notre expert ► **l'abbé François-Xavier** est professeur ordinaire à la Chaire francophone de théologie pastorale, pédagogie religieuse et homilétique.
francois-xavier.amherdt@unifr.ch

Den Röstigraben überbrücken

Wie Verbände die Herausforderung der Mehrsprachigkeit meistern.

Markus Gmür, Eva Thomi

National und überregional tätige Verbände in der Schweiz mussten sich immer schon mit der Herausforderung der Mehrsprachigkeit auseinandersetzen, insbesondere im Verhältnis zwischen deutsch- und französischsprachigen Mitarbeitenden und Mitgliedern. Eine Befragung von haupt- und ehrenamtlichen Mitgliedern der Leitung in 42 Schweizer Verbänden zeigte, wie diese Herausforderung eingeschätzt wird und wie sich Verbände mit einer reibungslosen Zusammenarbeit zwischen den Sprachgruppen von denjenigen unterscheiden, die von grösseren Schwierigkeiten berichten.

Abbilder der Zivilgesellschaft in ihrer Vielfalt

Verbände sind Vereinigungen von Organisationen oder Personen, die ein gemeinsames Anliegen mit solidarischen Anstrengungen verfolgen. Sie betätigen sich als Branchen-, Berufs- oder Arbeitnehmerverbände in der Wirtschaft, als Gesundheitsligen oder Sozialverbände, in Kultur, Religion und Sport, agieren als Parteien oder Bürgerinitiativen in der Politik, engagieren sich für Umwelt und Natur, oder sie nehmen sich international Anliegen der Entwicklungszusammenarbeit oder Menschenrechte an – um nur ein paar sichtbare Beispiele zu nennen. Verbände, die in einem mehrsprachigen Umfeld personell verankert sind, nehmen die Mehrsprachigkeit fast unvermeidlich in sich auf. Wenn sie gesellschaftlich mit Spannungen oder Konflikten behaftet ist, werden diese auch in der innerverbandlichen Kommunikation virulent. Das fordert die Verbandsführung sowohl in personeller, als auch struktureller Hinsicht.

Mit Sprachenkenntnissen zu mehr Akzeptanz?

Unter den Befragten der Verbandsstudie ordneten sich 69 Prozent als deutsch-, und 31 Prozent als französischsprachig ein. Die Teilnehmenden waren zu Beginn aufgefordert, auf 10-stufigen Skalen einzuschätzen, wie gut sie die jeweils andere Landessprache beherrschten: 44 Prozent ordneten sich mindestens auf Stufe 8, also als weitgehend

«bilingue» ein, weitere 37 Prozent zwischen Stufe 5 und 8, und die übrigen 19 Prozent darunter.

Befragt danach, wie sie ihre Akzeptanz bei der jeweils anderen im Vergleich zur eigenen Sprachgruppe innerhalb der Organisation einschätzten, sahen 53 Prozent überhaupt keinen Unterschied, 25 Prozent geringe, aber 23 Prozent grössere Unterschiede, also Anzeichen für sprachbedingte Spannungen. Dabei zeigte sich auch: Wer sich wenig akzeptiert fühlt, beobachtet auch grundsätzliche Kooperationsprobleme im Verband, und wer keine Probleme über die Sprachgrenzen hinweg wahrnimmt, fühlt sich da auch persönlich akzeptiert. Unterschiede gab es nach Teilgruppen: Während die französischsprachigen Führungskräfte kaum Akzeptanzprobleme bekundeten, fühlte sich die deutschsprachige Mehrheit häufiger einer kritischen Einstellung ausgesetzt. Die französischsprachigen Befragten schätzten ihre eigene Fremdsprachenkompetenz niedriger ein, betrachten sich aber dennoch in höherem Masse als akzeptiert. Die befragten Frauen in der Verbandsleitung schätzen ihre Fremdsprachenfähigkeiten ebenfalls höher ein als die Männer, fühlten sich aber trotzdem weniger durch die anderssprachigen Mitarbeitenden akzeptiert.

Ohne Dialekt weniger Konflikte

Um die Qualität der Zusammenarbeit zwischen deutsch- und französischen Mitarbeitenden im Verband zu erfassen, wurde ein Index aus neun Indikatoren gebildet. Demnach bekundete ein Drittel der Verbände einen durchwegs harmonischen Austausch, während auf der anderen Seite ein Fünftel der Verbände teilweise über erhebliche Spannungen zwischen den Sprachgruppen berichtete. Wie liessen sich nun Unterschiede in der wahrgenommenen Kooperationsqualität unterscheiden? Als bedeutsam erwiesen sich zwei Faktoren: Die Französischkenntnisse der deutschsprachigen Mitarbeitenden und das Vermeiden von Schweizerdeutsch bei Besprechungen in gemischten Gruppen. Kaum Unterschiede gab es zwischen grösseren und kleineren bzw. international und national tätigen Verbänden.

Eine besondere Bedeutung für den Umgang mit Mehrsprachigkeit schien der Ansiedelung der Verbandsgeschäftsstelle zuzukommen: Je weiter die Organisation auf deutscher Seite vom Röstigraben entfernt war, umso höher waren die Deutschkenntnisse der französischsprachigen Mitarbeitenden. Besonders niedrige Werte zeigten die Verbände in der Bundesstadt Bern. Möglicherweise wird dort in besonderem Masse in Anspruch genommen, die eigene Muttersprache verwenden zu dürfen. Deutschsprachige Mitarbeitende verzichteten auf ihren Dialekt in gemischten Teams umso eher, je weiter die Geschäftsstelle von der Sprachgrenze entfernt ist. Der Gebrauch des Schweizerdeutschen war in der zweisprachigen Stadt Biel/Bienne am wahrscheinlichsten. Die Sensibilisierung für

Je weiter die Organisation auf deutscher Seite vom Röstigraben entfernt war, umso höher waren die Deutschkenntnisse der französischsprachigen Mitarbeitenden

mögliche Verständigungsprobleme war bei den Verbänden auf der Sprachgrenze und in Zürich am höchsten. In Biel wird dem offensichtlich besonders pragmatisch begegnet, während man sich am Zürichsee der Herausforderung klar bewusst ist, aber trotzdem Lösungsschwierigkeiten hat. Dazwischen sowie in der Genferseeregion schätzten die Befragten die Sensibilisierung als geringer an.

Best Practice

Die Handlungsempfehlungen für das Management von mehrsprachigen Verbänden in der Schweiz leiten sich nicht nur aus den eben präsentierten Untersuchungsergebnissen ab, sondern sie speisen sich auch aus Erkenntnissen, die vorbereitend in mehreren Interviews mit Geschäftsführern gewonnen werden konnten und geben nicht zuletzt auch eigene Erfahrungen der Autorin und des Autors wieder:

- Streben Sie danach, Mehrsprachigkeit auf allen Hierarchiestufen zu verankern, aber vermeiden Sie artifizielle Quotenlösungen. Lassen Sie einen Sitz im Vorstand, der für die Romandie vorgesehen ist, lieber frei, als dass Sie ihn mit einer deutschsprachigen Person, die etwas Französisch gelernt hat, besetzen.
- Seien Sie sich bewusst, dass die Vertretenden der Minderheitssprache mehr Aufmerksamkeit verlangen. Gehen

Sie nicht davon aus, dass ein gesamtschweizerisches Projekt, in Zürich präsentiert, gleich auf einhellige Begeisterung auf französischsprachiger Seite treffen wird. Nehmen Sie sich Zeit zur Vorabdiskussion und reisen Sie zu diesem Zweck in die Romandie.

- Bilden Sie nach Möglichkeit mehrsprachige Teams und setzen Sie darauf, dass der dazu nötige Mehraufwand für die Problemerkörterung sich in einer reibungsloseren Umsetzung der Lösungsideen niederschlagen wird.
- Vergessen Sie nicht, dass Sprachgebrauch und Macht miteinander verbunden sind: Sie können mit der Sprachwahl andere Personen ebenso einschliessen wie ausschliessen.
- Bevorzugen Sie in Zusammenkünften über Sprachgrenzen hinaus das Schriftdeutsche gegenüber dem Dialekt, wenn Sie nicht davon ausgehen können, dass das ebenso gut verstanden wird.
- Denken Sie aber auch an Ihr eigenes Wohlbefinden bei der Sprachwahl. Das ist auch im interkulturellen Austausch mit der eigenen Authentizität und Überzeugungskraft verbunden. Mühen Sie sich nicht auf Französisch ab, wenn Sie es zu wenig beherrschen – es sei denn, Sie tun es explizit zu Lernzwecken und der Kontext lädt dazu auch ein. Seien Sie insbesondere vorsichtig im Einsatz vermeintlicher «Bonmots» in einer unzureichend beherrschten Sprache.
- Für Deutschsprachige: Werden Sie Romand(e) und üben Sie sich in männlicher Gelassenheit; Dann machen Sie sich gleich weniger Sorgen um Verständigungsprobleme und die eigene Akzeptanz im Verband.
- Si vous êtes un Romand ou une Romande: Merci d'essayer de comprendre notre dialecte. Cela serait une excellente contribution de votre part pour mieux gérer les problèmes autour le Röstigraben – et nous vous aiderons volontiers à nous comprendre.

Einige Anregungen sind mit einem Augenzwinkern versehen, denn ein gedeihliches Miteinander zwischen der deutschsprachigen Schweiz und der Romandie erfordert sicher dreierlei: Sachlichkeit in den Entscheidungen sowie freundlichen Pragmatismus und eine Portion Humor im Vorgehen – und das gilt nicht nur für Verbände.

Unsere Experte ► **Markus Gmür** ist Professor für NPO-Management und Direktor des Verbandsmanagement Instituts (VMI).
markus.gmuerm@unifr.ch

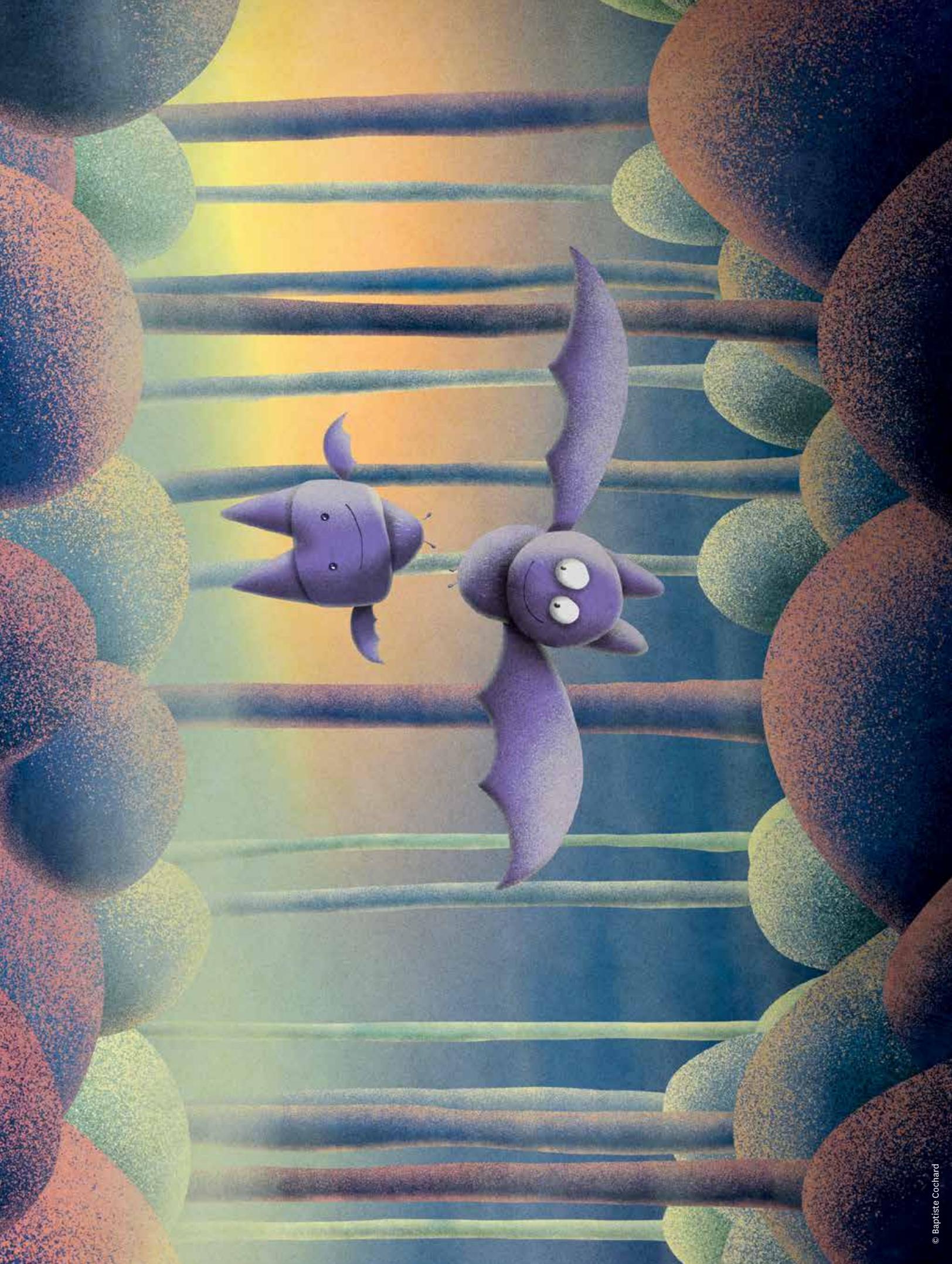
Unsere Expertin ► **Eva Thomi** war lange Jahre Geschäftsführerin der Schweizerischen Bibelgesellschaft mit Sitz in Biel und hat an der Universität Freiburg einen MBA in NPO-Management absolviert.
eva@thomis.ch



The background is a stylized illustration. It features several vertical tree trunks in shades of purple and blue. To the right, there are large, textured spheres in shades of blue and purple. In the upper part, there are silhouettes of birds perched on branches. The overall color palette is dark and moody, with a mix of purples, blues, and greys.

Eine Fledermaus macht Schule

Gemeinsam mit einem Illustrator haben sieben Autorinnen und Autoren drei Jahre lang an der Geschichte des Bilderbuchs «Quer» gefeilt. Ein Gespräch mit Emeline Beckmann und Alexandre Duchêne über den kollektiven Schreibprozess – und darüber, was all die Fledermäuse, Schwalben und Ratten zu bedeuten haben. Ori Schipper



Wie kommen Sie als Forschende an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und am Institut für Mehrsprachigkeit dazu, ein Kinderbuch über Ungleichheiten und Ausgrenzung zu verfassen?



© Alan Hummerose

Alexandre Duchêne ist Professor für Sprachsoziologie an der Universität Freiburg und Direktionsmitglied des Instituts für Mehrsprachigkeit.
alexandre.duchene@unifr.ch

Alexandre Duchêne: Wir beschäftigen uns in unserer Forschungsgruppe schon seit jeher mit sozialen Ungleichheiten und untersuchen zum Beispiel wie sich der Sprachgebrauch je nach sozialer Klasse unterscheidet. Vor einigen Jahren stellten wir zudem fest, dass es zwar pädagogische Mittel über Rassismus, Behinderung, Gender oder Migration gibt, aber kein Material vorhanden ist, das Schulkinder dazu anregt, sich allgemein mit Unterschieden und Machtverhältnissen auseinanderzusetzen. So haben wir beschlossen, für einmal nicht nur akademische Kritik zu üben – sondern selber etwas vorzuschlagen.

Emeline Beckmann: Anfangs gingen unsere Ideen in Richtung eines pädagogischen Köfferchens. Wir wollten Unterrichtsmaterialien erstellen und dazu detaillierte Vorschläge machen.

Alexandre Duchêne: Uns war von Beginn weg klar, dass wir eine Geschichte brauchen, die als roter Faden durch das Thema führt. Je länger wir uns damit befasst haben, je mehr ist aus dem Begleitheftchen im Koffer

zusehends ein eigenständiges Buch geworden, das nun auf Französisch, Deutsch und Italienisch vorliegt. Diese Mehrsprachigkeit schafft eine Verbindung zu unserem Institut und sorgt auch dafür, dass das Buch in der gesamten Schweiz genutzt werden kann.

Um was geht es in Ihrer Geschichte?

Emeline Beckmann: Delta, die Fledermaus, hat einen Freund, Hyspi, der schon von klein auf mit dem Bauch nach oben fliegt – und deshalb von den anderen Fledermäusen gemieden wird und mit ihnen Konflikte austrägt. Diese Konflikte machen Delta traurig und wütend, sie verlässt deshalb ihre Heimat. Auf ihrer Reise begegnet sie zuerst den Schwalben, wo sie zwei Freundinnen findet, aber von der Schwalbenkolonie ausgegrenzt wird. Als Fledermaus im Schwalben-Kontext erlebt Delta selber, wie es ist, nicht akzeptiert zu werden, obwohl sie sich zuvorkommend benimmt.

Alexandre Duchêne: Als Delta weiterzieht, kommt sie zu den Ratten, die im Untergrund leben – und von den Fledermäusen als minderwertige Tiere, als stinkende Kanalaratten, angesehen werden. Bald gewinnt Delta jedoch auch in der Rattenwelt Freunde...

Emeline Beckmann: ... und merkt, dass Ratten doch nicht so böse Tiere sind.

Alexandre Duchêne: Aber auch die Ratten sind nicht perfekt. Delta beobachtet, wie sich einige Stadtratten über eine Landratte lustig machen. Am Ende kehrt Delta zurück zu den Fledermäusen, sie möchte über ihre Erlebnisse berichten, aber ganz alleine geht das nicht...

Emeline Beckmann: Bei den Schwalben und Ratten beziehen wir uns auf die Klassengesellschaft. Und zeigen zugleich, dass ein soziologisches Verständnis über einfache Schwarz-Weiss-Schemen hinausgeht. Wir beschreiben genau, was zwischen wem passiert: Wir gehen auf die Emotionen der verschiedenen Figuren ein – und verdeutlichen, wie sich die Machtverhältnisse in den Interaktionen der einzelnen Figuren widerspiegeln. So zeichnen wir nach, wie Ausschluss-Mechanismen funktionieren.

Für wen ist Ihr Buch gedacht?

Emeline Beckmann: Das Buch ist im Handel frei erhältlich und kann zusammen mit

einer Bezugsperson auch ausserhalb der Schule gelesen werden. Wir setzen es jedoch auch in der Grund- und Fortbildung von Primarlehrpersonen ein. Wir haben ein Weiterbildungsangebot entwickelt, in dem wir den Lehrpersonen für jedes der sieben Kapitel die theoretischen Grundlagen näherbringen, die wir in unsere Geschichte eingeflochten haben. Dann nutzen die Primarlehrpersonen die Zeit mit uns, um aus dem Stoff eigene pädagogische Aktivitäten zu entwerfen, die sie dann mit ihren Klassen umsetzen können. Neuerdings bieten wir die Weiterbildung als Schulprojekt an. Alle Lehrpersonen von der ersten bis zur sechsten Klasse arbeiten mit dem gleichen Material, aber passen es an ihre jeweiligen Klassenkontexte an. Wenn sie sich miteinander austauschen und diskutieren, entsteht etwas Kollektives. Wir sind von dieser Vorgehensweise sehr angetan.

Alexandre Duchêne: Im Buch haben wir bewusst auf die Nennung der verschiedenen Sozialtheorien und auf die Verwendung komplizierter Begriffe verzichtet. Aber wir haben viele Szenen in unserer Geschichte so konzipiert, dass sie etwa die Thesen von Pierre Bourdieu über institutionelle Autoritäten oder die Ideen von Erving Goffman über die Stigmatisierung als interaktionellen Prozess veranschaulichen. Wir wollen mit unserer Geschichte weiter gehen als der üblicherweise in der Schule verfolgte Ansatz, der sich oft nur auf die Feststellung beschränkt, dass Vielfalt schön und bereichernd sei. Unsere Geschichte soll darüber hinaus auch aufzeigen, wie Ungleichheiten in unserer Gesellschaft entstehen und welche Folgen sie haben. Es geht auch nicht um einzelne spezifische Unterscheidungskategorien, sondern um allgemeine soziale Ein- und Ausschlussmechanismen.

Sie schreiben auf der Webseite des Buchs, dass es im Entstehungsprozess mitunter zu hitzigen Diskussionen gekommen ist.

Alexandre Duchêne: Wir haben tatsächlich sehr viel diskutiert, zum Beispiel über den Gebrauch des generischen Femininums in unserer Geschichte, mit dem nicht alle in unserer Gruppe einverstanden sind. Wir haben uns schlussendlich aber doch dafür entschieden, weil wir uns erhoffen, dass

die ungewohnte Form bei unseren Leserinnen und Lesern auch Fragen bezüglich der sprachlichen Normen aufwirft. Häufig ging es aber auch um inhaltliche Aspekte. Einige Auseinandersetzungen führten sogar zur Streichung von ganzen Kapiteln, die vom Kern der Geschichte ablenkten.

Emeline Beckmann: Oft haben wir auch über einzelne Sätze oder Wörter diskutiert. Im Zentrum stand meist die Leitfrage: Was bedeutet eine Formulierung aus politischer und soziologischer Sicht? Ich fand diese Debatten hilfreich, denn durch das Zusammenführen von sieben verschiedenen Perspektiven gewann man wieder die Distanz zum Text, die während dem Schreiben manchmal verloren gegangen war. Intensiv haben wir auch die Frage diskutiert, ob der Textstil nicht zu anspruchsvoll ist. Wir haben so oft wie möglich versucht, einen Konsens herbeizuführen – und alle wichtigen Entscheidungen gemeinsam getroffen.

Die Hauptfigur ist die Fledermaus Delta. Wieso firmieren Sie im Autorenkollektiv das Buch unter demselben Namen?

Alexandre Duchêne: Uns war immer klar, dass wir nicht einzeln, sondern als Gruppe auftreten wollten. Weil wir uns damit der Logik der Erst-, Zweit- und Letztautorenschaft entziehen, aber vor allem weil wir so unsere Arbeit als Kollektiv in den Vordergrund stellen. Den Namen für die Fledermaus (auf den wir übrigens vor Corona gestossen sind) hatten wir schon. Für uns war es ziemlich naheliegend auch für unsere Gruppe ihren Namen zu wählen, weil wir uns ein Stück weit mit der Hauptfigur identifizieren: Delta stellt sich Fragen und geht dann auf eine Reise, während der sie wie eine Ethnographin soziale Prozesse teilnehmend beobachtet. Genau das machen wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch. Aber wir fühlen uns auch mit Delta verbunden, weil sie keine Superheldin ist, sondern wie alle anderen manchmal auch Fehler macht, den Mut verliert und Hilfe braucht.

Emeline Beckmann: Diese Unvollkommenheit passt sehr gut zum Thema. Denn unser theoretisches Wissen über die Komplexität von sozialen Beziehungen hindert uns leider nicht daran, trotzdem ständig

Ungleichheiten zu reproduzieren. Wir sind uns bewusst, dass sich das Problem wohl nicht aus der Welt schaffen lässt. Doch mit unserem Buch wollen wir den Kindern Werkzeuge in die Hand geben, mit denen sie soziale Situationen analysieren können. Damit sie Ungleichheiten identifizieren und über Handlungsmöglichkeiten nachdenken, die dem Ausschluss und der Diskriminierung entgegenwirken. Unsere Botschaft lautet: Probiert, allein oder in der Gruppe, gegen Ungleichheiten anzugehen. Das wird bei weitem nicht immer klappen, aber manchmal schon.



© Alan Hummerose

Emeline Beckmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Mehrsprachigkeit. emeline.beckmann@unifr.ch

Die Figur, die in der Geschichte am ehesten einen Superhelden-Charakter hat, ist die des Igels Polka.

Alexandre Duchêne: Genau. Und trotzdem ist auch der Igel eine Art Antiheld: Er nimmt nur wenig erzählerischen Raum ein, denn er tritt erst gegen den Schluss der Geschichte auf. Ausserdem ist der Igel ein Aussenseiter, denn er befindet sich in der Untergrundwelt der Ratten. Er spricht und unternimmt eigentlich nur sehr wenig.

Er beginnt, ein Lied zu singen.

Alexandre Duchêne: In das alle anderen nach und nach auch einstimmen. Dadurch spielt der Igel eine Schlüsselrolle, denn er löst die verbindende kollektive Handlung aus.

Der Igel rät der Fledermaus Delta davon ab, für ihren Freund Hypsi zu sprechen. Besser solle Hypsi für sich selbst sprechen.

Alexandre Duchêne: Tatsächlich hatten wir zuerst ein Ende ohne Hypsi geschrieben. Dann kam jemandem in der Gruppe plötzlich in den Sinn: «Hey, wo ist Hypsi geblieben?»

Emeline Beckmann: Da realisierten wir, dass es nicht ohne die querfliegende Fledermaus geht. Aber weil wir Hypsi vergessen hatten, wollten wir auch nicht, dass sich Delta selbst an ihren Freund erinnert. Es musste eine andere Figur sein, die sie darauf hinweist. Der Schluss war die Stelle, an der wir am meisten Schwierigkeiten hatten. Insgesamt haben wir drei Dutzend Fassungen geschrieben.

Alexandre Duchêne: Ich weiss nicht mehr, wieso wir uns für den Igel entschieden haben. Vielleicht war es ein intuitiver Entscheid, der jedoch im Nachhinein betrachtet wirklich sehr gut passt. Das ist interessant, denn viele andere Dinge, die wir sehr bewusst in die Geschichte hineingebaut haben, mussten wir wieder entfernen, weil sie uns schlussendlich nicht überzeugten. Andererseits erwies sich der Titel – völlig ungeplant – als glückliche Fügung. Wir hatten für unser Kinderbuch eigentlich immer das klassische Längsformat im Kopf. Erst als es ums Layout ging, merkten wir, dass wir so viel Text hatten, dass wir ihn nicht über die wirklich wunderschönen Bilder unseres Illustrators Baptiste Cochard verteilen konnten. Wir waren verzweifelt, bis jemand auf die Idee stiess, das Buch zu drehen – und im Querformat zu drucken. So ist aus einem technischen Problem eine konzeptionell aussergewöhnliche Lösung geworden

Ori Schipper ist freischaffender Wissenschaftsjournalist.

Das Buch «Quer» kann auf der Webseite der Druckerei Le Cric online bestellt werden: cricprint.ch/delta



Histoire de l'art vivante



Eliane Laubscher, *Laure, gardienne de l'exposition de Jülia Selzer, Fribourg sous surveillance*, Fri Art, 1996. Crédits: © Eliane Laubscher Archive | Archives du Futur Antérieur

Il y a quarante ans démarrait la grande aventure Friart. Pour marquer l'anniversaire du renommé centre d'art contemporain, le Musée d'art et d'histoire de Fribourg lui a consacré une exposition. Une quinzaine d'étudiant·e·s de l'Unifr étaient à bord. **Patricia Michaud**

Août 1981: sous l'impulsion de l'artiste Michel Ritter, une bande de potes montent une exposition d'art contemporain explosive à Fribourg. Surfant sur le 500^e anniversaire de l'entrée du Canton dans la Confédération, ils dénichent les fonds nécessaires à leur projet. Savent-ils qu'ils sont en train d'écrire l'histoire de l'art contemporain avec un grand H? Il y a quarante ans naissait Friart, une structure qui, depuis, n'a cessé de jouer un rôle majeur sur la scène culturelle locale et internationale. Pour marquer le coup, c'est un autre musée, celui d'art et d'histoire de Fribourg (MAHF), qui lui a consacré une exposition d'août à octobre 2021. Baptisée «Friart est né du vide», elle revenait sur quatre décennies de combat (notamment pour obtenir un espace d'exposition fixe), d'avant-garde (avec la présentation du travail d'artistes tels que Jimmie Durham, Renée Green ou Thomas Hirschhorn) et de réflexions sur l'art (rôle du curateur, art relationnel, etc.).

«Pour comprendre l'histoire et l'identité de Friart, il faut sortir du cadre de l'art contemporain pur, relève Nicolas Brulhart, l'actuel directeur artistique de ce centre niché dans la Basse-Ville de Fribourg. Cet été 1981 un peu dingue doit être remis dans un contexte d'éclosion de la culture alternative à Fribourg», qui trouvera son apogée avec la création de structures comme les salles de concert Fri-Son et La Spirale, ainsi que le Festival Belluard Bollwerk International. Cette culture alternative, dont s'est nourri Friart dès ses débuts, a fortement contribué à son identité si particulière et en a fait «un lieu capital sur la scène nationale – et même internationale – de l'art contemporain». Même si aujourd'hui Friart n'a plus à défendre sa place dans le paysage culturel suisse, «nous essayons de demeurer au plus proche de cet esprit jeune, alternatif et dynamique, notamment en collaborant avec

d'autres structures telles que le label musical Strecke records ou TRNSTN Radio», basée sur le site blueFACTORY.

La proximité avec la jeunesse, il n'y avait pas à aller la chercher bien loin lorsqu'on visitait les locaux consacrés par le MAHF à «Friart est né du vide». Les vitrines et textes qui formaient l'ossature de l'exposition ont été réalisés en collaboration avec une quinzaine d'étudiant·e·s en histoire de l'art contemporain de l'Unifr. Un projet novateur faisant office de travail de séminaire. «Durant un semestre, ils ont eu la possibilité de défricher les archives de Friart et d'en ressortir, puis de valoriser, des éléments pertinents pour aborder une série de thématiques prédéfinies, explique Nicolas Brulhart. Il s'agit d'un partenariat *win win*», se réjouit-il. Pour le centre d'art, dont les capacités sont limitées, cette main-d'œuvre supplémentaire était la bienvenue. Pour les étudiant·e·s, «avoir accès à un fond d'archives et l'utiliser pour monter une exposition est une expérience aussi rare qu'enrichissante», se réjouit pour sa part la Professeure Julia Gelshorn, en charge de l'art contemporain à l'Unifr.

Une expo, un label, une Kunsthalle

Parmi les champs thématiques sélectionnés par les conceptrices et concepteurs de l'exposition figure celui, quasi incontournable, de l'exposition «Fri-Art 81», qui a donné l'étincelle de vie au centre d'art contemporain. Petit coup d'œil dans le rétroviseur: en 1974, l'artiste Michel Ritter (1949-2007) et son ami peintre Bruno Baeriswil ouvrent la Galerie RB à la rue de Lausanne 18. Jusqu'en 1979, on peut non seulement y découvrir leur travail, mais aussi celui d'autres artistes contemporain·e·s formant la nouvelle scène suisse. Pour Michel Ritter, c'est l'occasion d'affûter ses armes en tant que curateur. Une activité qu'il aura par la

suite l'occasion d'exercer durant deux décennies à Friart.

En 1980, Michel Ritter fait parvenir au comité d'organisation du 500^e anniversaire de l'entrée de Fribourg dans la Confédération une lettre – co-signée par une bande de passionné·e·s d'art contemporain – proposant d'inviter des artistes venu·e·s de tout le pays et de mettre à leur disposition un espace de création. Le groupe reçoit l'autorisation d'utiliser le bâtiment inoccupé du Grand séminaire, situé dans le quartier d'Alt et voué à la destruction. Dix-sept artistes sont sélectionné·e·s et invité·e·s à choisir à leur tour un·e artiste. Ils ont carte blanche pour aménager les espaces qui leur sont attribués. «Fri-Art 81» a lieu d'août à octobre 1981. Les artistes créent sur place, des chambres à la cave, en passant par la bibliothèque et les couloirs.

L'exposition, qui fait également la part belle à des spectacles, de la vidéo et des concerts punk, est un succès public. Dans la foulée, Friart devient une sorte de label rassembleur, synonyme d'un art contemporain suisse à la fois provocateur et exigeant. En 1982, le groupe constitué autour de Michel Ritter dépose une demande de lieu fixe dans l'optique de rapprocher de façon permanente le public fribourgeois et la production artistique contemporaine. Il faudra attendre 1990 – et une récolte de signatures auprès de la population organisée lors de la très populaire fête de la Saint-Nicolas – pour que Friart obtienne un écrin. En l'occurrence une ancienne fabrique de carton située aux Petites-Rames 22, que le centre d'art – désormais appelé «Friart Kunsthalle» – occupe toujours.

Strasbourg s'en mêle

Durant les trente ans qui ont suivi sa pérennisation, Friart n'a cessé d'œuvrer «à la fois pour faire émerger des artistes (tels que

Thomas Hirschhorn ou Valentin Carron), pour mettre en valeur la relève nationale (récemment Ramaya Tegegne ou Ceylan Öztrük) et pour faire redécouvrir des artistes injustement méconnus (Ketty La Rocca, Michel Ritter)», précise Nicolas Brulhart, aux commandes de Friart depuis 2019. Sans oublier de laisser une place à la culture au sens plus large, notamment à la musique. «Le centre a également accueilli à de nombreuses reprises des expositions importantes d'artistes internationaux de premier plan, tels que Renée Green, Mark Dion, Georges Adéagbo, Jimmie Durham ou encore David Hammons.»

Mais ce n'est pas seulement en raison de la renommée des artistes exposés que Friart a fait à plusieurs reprises la Une des journaux. Pour ne citer qu'elle, «l'affaire Müller» reste indissociable de l'histoire de la Kunsthalle fribourgeoise. Josef Félix Müller est l'un des artistes qui aurait dû participer à «Fri-Art 81». Mais ses trois tableaux, baptisés «Drei Nächte, drei Bilder», furent confisqués par la Police cantonale avant le vernissage, les images qu'ils représentaient étant considérées comme obscènes. Les organisateurs de l'exposition, eux, furent condamnés à des amendes. S'ensuivit une longue bataille judiciaire, qui se termina devant la Cour européenne des droits de l'homme de Strasbourg. Les toiles furent restituées, mais ni les frais du procès, ni les amendes ne furent remboursées.

Plus-value au CV

Aujourd'hui, que reste-t-il de l'esprit défri- cheur et provoquant de Friart, dont le but affirmé était de mettre le public en contact avec l'activité créatrice bourdonnante des artistes? «Nous continuons à cultiver cet esprit», affirme sans hésiter Nicolas Brulhart. Une philosophie qui lui réussit, puisque Friart «n'a jamais cessé d'être un lieu capital sur la scène de l'art contemporain». Julia Gelshorn confirme: «Dès ses débuts, Friart s'est positionné à la pointe du discours international sur l'art contemporain; la dernière génération de directeurs, qu'il s'agisse de Balthazar Lovay ou de Nicolas Brulhart, est parvenue à maintenir la structure à cette place.» D'où l'intérêt pour les étudiant-e-s en histoire de l'art contemporain de l'Unifr

Au programme

Friart Kunsthalle Fribourg propose deux expositions jusqu'au 9 janvier 2022. «Air Power = Peace Power» fait la lumière sur l'œuvre de l'artiste suisse Michel Ritter (1949–2007) qui fut aussi le fondateur et premier directeur du Centre d'art entre 1990 et 2002. Dans ce cadre, une table ronde sur l'histoire de Friart ainsi qu'une projection de films de Michel Ritter sont prévues le 18 décembre 2021 dès 14h00. «Matter of non» de l'artiste turque basée en Suisse Ceylan Öztrük, dont l'œuvre se déploie à partir d'une réflexion fondamentale sur la possibilité de la sculpture, qui n'est jamais donnée d'avance. Pour approfondir cette thématique, une conversation intitulée «Why think with the void?» sera organisée le 4 décembre 2021 à 15h00. Enfin, une visite nocturne des expositions est prévue le 8 janvier 2022.

► Plus d'infos: fri-art.ch

d'être associés à une exposition telle que celle qui s'est tenue au MAHF. «Ils ont ainsi eu l'occasion de toucher aux facettes les plus importantes de l'histoire de l'art de ces quarante dernières années, de faire de l'histoire de l'art vivante, une expérience assez inédite!»

Depuis le lancement à l'Unifr d'un domaine d'études spécifiquement consacré à l'histoire de l'art contemporain en 2014, c'est la deuxième fois que Julia Gelshorn collabore avec Friart. «J'estime qu'il est important que les étudiant-e-s comprennent que l'art contemporain n'est pas seulement issu de l'atelier des artistes; il naît

d'un processus collectif et dépend des institutions et d'un marché de l'art.» Par ailleurs, «le fait d'être sorti-e-s des salles de cours, d'avoir fait des expériences sur le terrain, apporte une vraie plus-value à leur CV». De son côté, Nicolas Brulhart se réjouit «d'insuffler un vent contemporain parmi les étudiant-e-s en histoire de l'art, de leur donner le réflexe d'aller chercher dans cette direction». Et, par la même occasion, «de pouvoir prendre le pouls de la jeunesse contemporaine».

Patricia Michaud est journaliste indépendante.

Notre experte ► **Julia Gelshorn** est professeure ordinaire au Département d'histoire de l'art de l'Unifr, en charge de l'art contemporain.
julia.gelshorn@unifr.ch

Notre expert ► **Nicolas Brulhart** est le directeur artistique du centre d'art contemporain Friart.
info@fri-art.ch



«Wir werden überflutet mit Informationen»

Die Daten werden immer mehr – halten unsere Kenntnisse da noch Schritt? Beim Stichwort «Data Literacy» geht es im Grunde um die simple Frage: Brauchen wir alle dringend neue digitale Kompetenzen oder können wir das getrost den Experten überlassen? **Roland Fischer**

Es war ein wenig kompliziert, die Runde zusammenzubringen. Volle Terminkalender einerseits und eine gewisse Zurückhaltung andererseits, was das Thema anging: Data Literacy – was ist denn das genau? Und was hat das mit den Fachgebieten der angefragten Freiburger Expertinnen und Experten zu tun, mit Public Health, mit Machine Learning, mit digitalen Lern-Tools? Eine ganze Menge, wie sich im Gespräch zeigt. Denn Daten sind überall und deren Interpretati-

on hat ihre Tücken. Als man sich im NeighborHub auf dem alten Cardinal-Areal an einen Tisch gesetzt und über die jeweiligen fachlichen Hintergründe ausgetauscht hat, entspinnt sich rasch ein lebhaftes Gespräch. Die verschiedenen Perspektiven laufen im selben Punkt zusammen: Es gibt da ein gehöriges Problem, was unseren kundigen und mündigen Umgang mit Daten angeht – eine einfache Lösung des Problems dagegen, die gibt es nicht.

Sie alle sind mehr als Data Literates, Sie sind Digital- und Datenprofis. Fühlen sie sich trotzdem manchmal auch «illiterate», also ungebildet, im digitalen Bereich?

Cristian Carmeli: Ich arbeite ja ständig mit Daten und glaube schon, da souverän zu sein. Auch wenn ich weiss, dass man bei der Interpretation vorsichtig sein muss.

Elena Mugellini: Ich würde auch sagen, dass ich eine gute Kenntnis der Systeme habe mit denen wir arbeiten.

Philippe Cudré-Mauroux: Ich schliesse mich an, auch ich glaube meine digitalen Tools gut zu beherrschen.

Ok, falscher Start – ich hätte vielleicht keine Daten-Profis einladen sollen zu diesem Gespräch. Aber es muss doch Momente geben, in denen Sie sich auch nicht ganz auf der Höhe fühlen, im weiten Bereich des Digitalen.

Cristian Carmeli: Ok, ich mag es nicht, allzu viel Zeit mit meinem Smartphone zu verschwenden. Die ganzen Social-Media-Kanäle, das ist nicht meine Welt.

Elena Mugellini: Ja, dafür habe ich auch keine Zeit, da kenne ich mich entsprechend nicht so gut aus.

Philippe Cudré-Mauroux: Neben der womöglichen Unmündigkeit im Umgang mit Social Media sehe ich schon auch eine grundsätzlichere Schwierigkeit. Ich weiss ganz genau, wie beschränkt meine Mittel sind – egal wie gut ich meine Tools beherrsche –, wenn ich Daten analysieren soll, die ich nicht selber gesammelt habe. Da kann es rasch passieren, dass diese Daten so gut wie gar keinen Wert mehr haben, weil ich ihren Kontext nicht kenne.

Wie meinen Sie das? Ihnen zerfallen die Daten gewissermassen in den Fingern, sobald Sie sie analysieren möchten?

Philippe Cudré-Mauroux: Wenn mir die Metadaten fehlen kann das passieren, ja. Und diese Kontextinformationen werden häufig nicht erfasst. Das ist gewissermassen die Ironie an der Daten-Geschichte: Wenn etwas nicht in digitaler Form vorliegt, dann ist es ein wenig so, als wäre es als Information gar nicht vorhanden, es wird einfach weggelassen, auch wenn es sehr wichtig sein kann für die Analyse.

Cristian Carmeli: Wobei es ja einen grossen Effort gibt inzwischen, auch viele Metadaten zu erfassen und zu berücksichtigen.

Also stimmt die simple Formel nicht, die man im Machine-Learning-Kontext sonst häufig hört: Je mehr Daten desto besser, desto leichter lernt die Maschine, desto mehr können wir erkennen?

Philippe Cudré-Mauroux: Nicht so simpel, nein. In näherer Zukunft sind uns da auf

Datenseite noch einige Grenzen gesetzt – ein grosser Teil der Arbeit mit Daten ist und bleibt manuell.

Cristian Carmeli: Der Kontext ist bei uns im medizinischen Kontext natürlich auch ein grosses Thema. Man sollte sich immer bewusst machen, wie die Daten erhoben worden sind, aus welcher Art Studie sie stammen, diese Informationen sind sehr wesentlich bei der Interpretation. Konnten sich nur Freiwillige einschreiben zum Beispiel? Dann kann man sicher sein, dass die gewonnenen Daten schon einen Bias beinhalten.

Bias, Metadaten, Machine Learning: womöglich hat man die Begriffe auch schon gehört, aber was sie mit der Alltagsrealität von uns allen zu tun haben, ist nicht so leicht fassbar zu machen. Davon profitieren die grossen Digitalfirmen wie Google, Facebook oder Apple, die allesamt eigentlich Datensammler- und Verwerter sind. Ihnen ist die Unmündigkeit der Nutzerinnen und Nutzer ganz recht, die Bequemlichkeit, auf immer mehr wie geschmiert laufende Onlineservices und Apps zugreifen zu können und nicht so recht zu wissen – oder sogar: wissen zu wollen – was da im Hintergrund alles abläuft. Dabei generieren wir alle tagtäglich eine Unmenge an Daten, die viel über uns verraten. Und gerade hier sind Metadaten von entscheidender Bedeutung: Mit wem ich wie lange telefoniere sagt womöglich mehr aus als der konkrete Inhalt der Gespräche. Andererseits werden aus Daten immer mehr auch für die Gesellschaft wichtige Informationen gewonnen, da spielt dann die Künstliche Intelligenz (aka Machine Learning) eine wichtige Rolle. Politische Entscheide, Wirtschaftsprozesse, meine persönliche Kreditwürdigkeit, das heisst also zum Beispiel ob ich eine Wohnung bekomme oder nicht: All das beruht zusehends auf Daten, nicht auf Erfahrungswerten oder gar auf Intuition.

Bias: Das heisst eine Verzerrung der Datengrundlage, die sich dann auch in den Resultaten zeigt – für den Begriff gibt es nicht wirklich eine gute deutsche Übersetzung. Ein wichtiges und auch sehr sensibles Thema, das die Daten-Community durchaus stark beschäftigt, von dem die breite Bevölkerung aber kaum etwas weiss. Daten sind nicht einfach «neutral».

Müsste man das ändern, sollte man zur Problematik des Daten-Bias bereits in der Schule etwas hören?

Elena Mugellini: Das wäre auf jeden Fall ein Bildungsauftrag, ja – und nicht einfach,



*Elena Mugellini ist Professorin an der Fachhochschule Westschweiz in Fribourg (HES-SO). Die Informatikerin ist Leiterin des HumanTech Institute. Das Institut zielt darauf ab, die Lebensqualität durch den Einsatz neuer Technologien zu verbessern und ihre Fähigkeiten als Individuen sowie als Mitglieder einer zunehmend dynamischen, nomadischen und globalisierten Gesellschaft zu stärken. Mugellinis Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Mensch-Computer-Interaktion und intelligente Datenanalyse.
elena.mugellini@unifr.ch*

den Schülern beizubringen wie man ein Word-Dokument erstellt. Aber das ist doch genau die Crux: Was meinen wir denn genau mit Data Literacy? Meinen wir damit digitale Skills oder meinen wir mehr ein theoretisches Wissen zur Datenanalyse? Es ist klar: Ein Minimum an Kompetenzen braucht es, jeder Bürger hat jeden Tag mit Digitalisierung und Daten zu tun. Aber ich habe das Gefühl, dass uns die grundlegende

Idee fehlt, was Sinn machen würde. Einfach Coding-Kurse für alle anzubieten: das wäre bestimmt keine Lösung.

Cristian Carmeli: Ich fände es aber auf jeden Fall gut, Kurse zu Daten-Themen schon am Gymnasium anzubieten. Wie werden medizinische Erkenntnisse gewonnen, wie muss man mit Daten umgehen, wie sind diese einzuordnen.

Im Zusammenhang mit Medizin und Public Health wären das dann im Grunde genommen Kurse in Statistik, oder? Ich kann mir die Begeisterung der Gymnasiasten – und der Lehrerinnen und Lehrer lebhaft vorstellen.

Elena Mugellini: Man muss ja nicht nur das unterrichten, was den Schülern Spass macht. Sondern das, was wichtig ist.

Philippe Cudré-Mauroux: Wir machen das ja schon seit längerem, in enger Zusammenarbeit mit der Berner Hasler Stiftung – wir versuchen, «Informatik-Denken» in die Klassenzimmer zu bringen.

Was beinhaltet das denn?

Philippe Cudré-Mauroux: Fragen wie: Was ist ein Algorithmus? Oder auch Fragen der Medienkompetenz, des Umgangs mit digitalen Plattformen. Damit kann man schon früh anfangen, in der Primar- oder Sekundarschule, und eine solche «Informatik-Frühförderung» kann ganz anderes bedeuten, als Kindern das Programmieren beizubringen.

Also nicht einfach: die Jungen fit für Informatikjobs machen?

Philippe Cudré-Mauroux: Nein, es geht da um sehr viel grundlegendere Kenntnisse. Wir machen das ja nicht einfach, weil es ein Manko an Software-Ingenieuren gibt. Sondern weil man heute andere Kenntnisse braucht, um sich zurechtzufinden und um mündig entscheiden zu können. Und nicht zuletzt auch, um einen kritischen Blick zu entwickeln: Was passiert genau mit meinen Daten, wer nutzt diese wozu?

Vielleicht sollten wir mal über die «Datenlage» da draussen sprechen, über die Entwicklung im Feld des Digitalen. Die Veränderungen sind ja tatsächlich markant.

Elena Mugellini: Ich glaube allerdings, dass die grosse Herausforderung unserer Zeit in der raschen Veränderung liegt, auf der technischen Ebene. Wie sollen wir da überhaupt noch auf dem Laufenden bleiben?

Philippe Cudré-Mauroux: Auch wird der Zugang zu Daten immer leichter, wir werden ja überflutet mit Informationen.

Cristian Carmeli: Da bin ich einverstanden. Allerdings wird es nicht einfach sein, dieser Situation in der Schule auf richtige Art zu begegnen. Ich mache selber auch Beratung, für ausgebildete Ärzte, eine Art Grundkurs in Datenanalyse. Und da sehe ich, dass mitunter die einfachsten Grundlagen fehlen, da treffe ich tatsächlich eine «Illiteracy» an. Wie soll man diese Grundlagen einer breiten Bevölkerung näherbringen, wenn schon Fachleute Mühe bekunden, souverän mit komplexen Daten umzugehen?

Wie haben Sie das im Zusammenhang mit Covid erlebt, dieser fast schon obsessive Umgang mit Gesundheitsdaten in den vergangenen Monaten, die Fixation auf Zahlen und die Kontroversen?

Cristian Carmeli: Ich würde schon sagen, dass es da im Laufe der Zeit eine Verbesserung in der Kommunikation medizinischer Erkenntnisse gab. Und vielleicht haben wir auch langsam ein Verständnis dafür gewonnen, dass wir die Impfskeptiker nicht einfach mit mehr Faktenevidenz überzeugen können.

Elena Mugellini: Apropos Covid: Ich bin sicher, das wird in der Schule auch sonst viel auslösen, in dem Sinne, dass es auch noch andere Arten gibt, wie man lernen kann, neben dem klassischen – und analog geprägten – Präsenzunterricht.

Sie haben ja Erfahrung damit, Apps für Jugendliche zu entwickeln, um ihnen vielleicht eher unpopuläre Inhalte nahezubringen, zum Beispiel gesünderes Leben. Könnten Sie sich auch vorstellen, ein App zu bauen, das jungen Leuten Daten-Kompetenz vermittelt?

Elena Mugellini: Warum nicht? Mathematik und Statistik sind sehr abstrakte Konzepte, das müsste man versuchen, greifbarer zu machen. Ich bin überzeugt, dass es da interessante Möglichkeiten gäbe.

Sehen Sie sich da als Forschende auch in der Verantwortung, der Gesellschaft gegenüber? Oder sollte man sich im Gegenteil darauf konzentrieren, dass immerhin die Profis mit ihrer Datenkompetenz up to date bleiben?

Philippe Cudré-Mauroux: Auf jeden Fall ist es so, dass unsere Welt immer komplexer wird, wir sind mittendrin in dieser Entwicklung. Und wäre es nicht genau die Rolle der Universität, da zu helfen und der Gesellschaft die Möglichkeit zu geben, mit dieser Komplexität umzugehen? Das Modell, eine Ausbildung zu machen und dann



© STEINUTZ.COM

Philippe Cudré-Mauroux ist ordentlicher Professor für Informatik an der Universität Freiburg, wo er das eXascale Infolab leitet. Er arbeitete unter anderem am Database Systems Lab am MIT, an der EPFL und bei IBM (Watson Research). Seine Dissertation über Emergent Semantics wurde 2007 mit dem EPFL-Doktorandenpreis und der EPFL-Press Mention ausgezeichnet. Seine Forschungsinteressen sind Exascale Information Management, Big Data und Linked Data. philippe.cudre-mauroux@unifr.ch

das ganze Leben denselben Job zu machen, funktioniert jedenfalls nicht mehr. *Life long learning* würde dann auch heissen, immer

wieder neu mit dieser Komplexität umgehen zu lernen.

Elena Mugellini: Das glaube ich auch, aber die Komplexität bedeutet eben auch: Es wird da keine einfache Lösung geben, die all das abdeckt, was wir hier diskutieren.

Philippe Cudré-Mauroux: Natürlich. Aber nehmen wir mal ein konkretes Beispiel aus der Informatik, um zu illustrieren, wie wichtig es heute ist, grundlegende Konzepte zu verstehen. Hat man ein ungefähres Wissen über Machine Learning, dann wird man zum Beispiel in einem selbstfahrenden Auto nicht so naiv sein, einfach das Lenkrad loszulassen und der Maschine vollkommen zu vertrauen.

Cristian Carmeli: Tatsächlich habe ich das Gefühl, dass wir da ein eigenartiges Phänomen beobachten. Da tut sich eine Schere auf: Entweder begegnet man der Komplexität mit einem «Übervertrauen» oder aber mit einem kompletten Misstrauen.

Was dann wieder an unsere Überforderung im Zusammenhang mit Covid und der komplexen medizinischen Datenlage erinnert.

Elena Mugellini: Ich weiss nicht, ich bin da nur so halb überzeugt. Wir alle nutzen doch tagtäglich komplexe Maschinen, ohne dass wir unbedingt verstehen müssen, wie sie funktionieren, zum Beispiel beim Autofahren. Da gibt es ein gesundes Vertrauen in Technik, ich sehe nicht unbedingt, was daran verkehrt wäre.

Hier könnte man nun einwenden, dass es keine allzu grosse Rolle spielt, wenn man den Antrieb seines Autos nicht versteht. Und dass sich für den Ingenieur, der einen Automotor optimiert, auch nicht zwingend komplexe ethische Fragen stellen. Digitale Systeme aber dringen viel tiefer in unseren Alltag ein und bestimmen diesen zuweilen auch mit. Wie gehen wir zum Beispiel mit der Möglichkeit um, unsere Handys als medizinische Frühwarnsysteme einzusetzen? Aus subtilen Veränderungen der Art, wie wir den Touchscreen bedienen, lassen sich wahrscheinlich sensible Informationen zu depressiven Schüben oder zu anderen psychischen Problemen herauslesen. Derzeit laufen diverse Studien, die das Potential solch niederschwelliger Medizin-Scans untersuchen, eine

der grössten wird von Apple koordiniert. Ob wir das eher nützlich oder eher unheimlich finden können wir wohl nur als Gesellschaft entscheiden. Es geht da also auch um eine



Cristian Carmeli arbeitet am Population Health Laboratory der Universität Freiburg, wo er sein Fachwissen in Biostatistik, Epidemiologie und maschinellem Lernen einbringt. Ebenso ist er Senior Lecturer im Bereich Health Data Science. Er hat an der EPFL in angewandten dynamischen Systemen promoviert und verfügt über Erfahrungen in Forschungsbereichen von klinischen Neurowissenschaften bis zur Bioinformatik. Mit einem interdisziplinären Ansatz macht er Big Data im Public Health-Bereich nutzbar. Seine pädagogische Mission sieht er im Werben für solide Analysemethoden in der Medizin.
cristian.carmeli@unifr.ch

Mündigkeit in dem Sinne, dass wir die Kontrolle darüber behalten, wie Daten erhoben und wie sie ausgewertet werden, und auch: wie sie missbraucht werden könnten.

Also ein Plädoyer für mehr Vertrauen, auch in die Nutzerinnen und Nutzer?

Philippe Cudré-Mauroux: Ich finde den Vergleich mit dem Auto gar nicht so schlecht,

man muss ja auch beweisen, dass man das Fahrzeug beherrscht, bevor man mit ihm fahren darf. Vielleicht bräuchte es etwas ähnliches für den Umgang mit den digitalen Maschinerien, mit denen wir es heute oft zu tun haben. Einen Führerschein in Data Literacy.

Spannender Gedanke. Was uns wieder zur Frage führt, was genau da geprüft werden müsste, um so einen Führerschein zu bekommen.

Philippe Cudré-Mauroux: Ja, es gibt da verschiedene wichtige Ebenen: Statistische Grundkenntnisse wären auf jeden Fall wünschenswert, das haben wir gerade jetzt gesehen, im Covid-Kontext. Aber auch ein Wissen über Machine Learning: was können solche Systeme, was nicht. Ebenso wichtig finde ich einen souveränen Umgang mit Social Media.

Schiessen wir also mit einem Wunschkonzert: Was müsste im Unterrichtsfach «Data Literacy» unterrichtet werden?

Elena Mugellini: Ich würde das sehr wörtlich nehmen, «literacy»: Also tatsächlich Daten lesen und schreiben können. Genau deshalb gehen wir ja in die Schule: um diese Fähigkeiten zu erlangen, damit wir handlungsfähig sind in der Gesellschaft.

Cristian Carmeli: Ich würde da schon gern noch die Epidemiologie mit hineinbringen als Kompetenz, also das Verständnis von Gesundheitsdaten. Wenn nur schon das Grundkonzept verstanden würde, dass es immer die Individuen gibt und die Population und dass man das nicht so leicht durcheinanderbringen darf, auf der Datenebene. Das wäre schon ein grosser Gewinn.

Roland Fischer ist freier Wissenschaftsjournalist.

«Personne n’y trouve son compte»

La Suisse n’est plus associée entièrement à l’espace européen de la recherche. Cette conséquence de l’abandon de l’accord-cadre n’est satisfaisante ni pour l’UE ni pour les hautes écoles du pays. Rectrice de l’Université de Fribourg et spécialiste de droit européen, Astrid Epiney analyse la situation sans détour. Daniel Saraga

Les hautes écoles du pays ne participent plus pleinement à Horizon Europe, le nouveau programme de recherche européen. Astrid Epiney, est-ce si grave?

Oui, clairement. Les scientifiques travaillant en Suisse peuvent encore participer à certaines parties du programme et établir des collaborations, mais sans pouvoir en prendre la direction. Un exemple: des scientifiques de l’Institut du fédéralisme de notre Université devaient diriger un projet international portant sur le fonctionnement du fédéralisme, en lien avec la gestion de la pandémie. Cette équipe est à la pointe dans ce domaine, mais ne pourra plus diriger la collaboration. C’est dommage. Un deuxième gros problème est que nous sommes totalement exclus de certains programmes, notamment des bourses ERC, extrêmement attractives mais aussi assez compétitives. Elles sont très importantes pour une carrière scientifique, car leur prestige peut ouvrir la porte des universités les plus réputées. Pour les hautes écoles suisses, l’exclusion d’Horizon Europe va se traduire dans l’ensemble en une perte de compétitivité, de réputation et d’attractivité mais aussi

financière, notamment car les équipes dirigeantes reçoivent davantage d’argent.

Le Conseil fédéral a mis en place des instruments équivalents à ces bourses ERC. Cela ne suffit-il pas?

Ces mesures transitoires sont importantes et nous réjouissent, notamment parce qu’elles réduisent les risques de freiner la carrière des scientifiques de talent. Mais la sélection, aussi rigoureuse soit-elle, se fera sur un pool de candidatures bien plus réduit et moins international. Le sport fournit une bonne métaphore: jusqu’à présent, les scientifiques suisses jouaient dans la ligue européenne; désormais ils joueront dans leur ligue nationale. Ce n’est pas la même chose.

Nos hautes écoles vont devenir moins attractives pour les scientifiques. Les nouvelles et nouveaux professeur·e·s de notre Université me demandent souvent: «Où en sommes-nous avec Horizon Europe?». C’est une question très importante pour eux.

Ces nouvelles bourses suisses sont ouvertes aux scientifiques européens qui envisagent de venir ici. L’UE ne perd donc

rien à la nouvelle situation et pourrait ainsi se satisfaire du status quo...

Personne n’y trouve vraiment son compte. Une pleine association de la Suisse resterait le plus intéressant également pour l’Europe. Ce type de mesure, décidée de manière unilatérale et autonome par l’un des partenaires, ne peut pas remplacer une approche multilatérale.

Le monde académique répète qu’il n’y a pas d’alternative à une pleine association à Horizon Europe. Mais c’est l’UE qui va en décider, pas nous. Est-ce une bonne stratégie de négociation?

L’association complète reste l’objectif premier, tant de l’administration fédérale que d’organismes tels que swissuniversities, qui représente les hautes écoles. Bien sûr, il n’est pas certain que ce but puisse être atteint et tout le monde réfléchit aux options si la situation devait perdurer. Il ne faut pas se leurrer: Horizon Europe court de 2021 à 2027. Soit nous arrivons à être réintégrés suffisamment rapidement, soit ce sera déjà la fin du programme et il faudra plutôt se concentrer sur son successeur, après 2028.



La Suisse ne devrait-elle pas accepter la situation et focaliser son énergie ailleurs comme au Canada, en Corée ou en Russie...?

Nous le faisons déjà à travers des accords de recherche bilatéraux passés avec de nombreux pays. Mais c'est, bien entendu, en Europe que se trouvent nos liens les plus forts. Horizon Europe constitue le programme international de recherche le plus ambitieux au monde sur le plan financier et en termes de compétitivité, et de loin. On ne peut pas le remplacer. Surtout lorsqu'on se trouve au centre de l'Europe...

La Confédération versait un demi-milliard par an au programme précédent, Horizon 2020. Où ira cet argent?

Une partie va couvrir les contributions des scientifiques suisses dans des projets collaboratifs européens. Une autre va financer les mesures transitoires dont nous avons parlé. C'est aussi pour cela qu'elles sont importantes, afin que l'argent qui était alloué à la recherche le reste.

Après l'acceptation de l'initiative sur l'immigration de masse en 2014, la Suisse avait

été exclue d'Horizon avant d'être relativement rapidement réintégrée. Peut-on espérer un même dénouement?

Je suis sceptique. Les questions à l'époque étaient moins profondes et plus sectorielles: la liberté de circulation des personnes et la signature du protocole de Croatie. Aujourd'hui, la situation est différente et je crains que l'UE ne reste sur sa position. Elle a clairement déclaré – et répété – que la participation de la Suisse à Horizon Europe ne pourrait se faire que si les questions institutionnelles étaient réglées. C'était justement l'objet de l'accord-cadre, qui a été abandonné par la Suisse de manière unilatérale au printemps 2021. Je ne vois pas comment l'Europe pourrait reculer sans perdre totalement la face. Mais, bien sûr, rien n'est jamais exclu et nous devons tout mettre en œuvre pour retrouver une pleine association.

Cette séparation va aussi coûter à l'Europe: elle se sépare d'un pays, la Suisse, clairement à la pointe de la recherche et de l'innovation.

Bien entendu, ces collaborations scientifiques profitent aux deux partenaires, personne

n'en doute. Mais malgré son poids scientifique, la Suisse a bien plus à perdre que l'Europe.

On perçoit souvent l'UE comme une négociatrice rusée qui mélange allègrement des dossiers sans rapport les uns aux autres, au risque de placer ses intérêts au-dessus de ceux de sa population.

C'est effectivement un partenaire de négociation assez dur. Mais elle défend ses intérêts. On peut l'approuver ou pas, mais il faut en prendre acte.

Il est exact qu'il n'y a aucun rapport juridique direct entre l'accord-cadre et la participation à Horizon Europe. C'est comme ça. L'Union veut trouver une solution globale avec la Suisse et tisse des liens entre les dossiers afin d'exercer une certaine pression. C'est le jeu du pouvoir politique. D'ailleurs, l'accord-cadre aurait justement permis de remédier à cette situation en établissant des mécanismes juridiques clairs. Un cadre légal stable est toujours le mieux pour le partenaire le plus faible, car il évite que la politique – qui exprime souvent la voix du plus fort – ne vienne trop s'en mêler.

Les «juges étrangers» qui font tant peur aux Suisses sont donc bénéfiques?

Oui, si les procédures sont claires. Dans le cas de différends juridiques, il est bien mieux d'avoir affaire à un tribunal arbitral qui soumet des questions à la Cour de justice européenne – comme prévu dans le projet d'accord-cadre – plutôt qu'à la Commission. Bien sûr, les tribunaux rendent aussi des arrêts qui ne vous plaisent pas. Mais jusqu'ici il n'y a pas d'indices que les jugements de la Cour aient favorisé les parties européennes ou aient été biaisés contre la Suisse.

Nos rapports avec l'UE ressemblent à une relation de couple: on s'accuse mutuellement, on se sent incompris...

La métaphore n'est pas mauvaise. Même lorsqu'on n'est pas d'accord avec l'autre, il est important de comprendre son point de vue. L'Europe voit la situation ainsi: la Suisse a globalement profité des accords bilatéraux, en participant au marché intérieur à des conditions bien plus favorables que pour les Etats membres. De plus l'UE répète depuis des années qu'il faut régler les questions institutionnelles. Et quand on a enfin un projet, le fameux accord-cadre, le gouvernement suisse hésite et n'arrive pas à se décider. En fin de compte, l'Union européenne ne se sent pas vraiment prise au sérieux. Cela explique son ton pas toujours amical à notre égard.

La position européenne est-elle mal comprise?

Je n'ai pas l'impression que la perception européenne ait été toujours bien expliquée à la population et aux médias suisses, notamment par les autorités. Il serait important de souligner que, même si on ne la partage pas forcément, elle reste en principe compréhensible. Dans toute négociation, il faut prendre son vis-à-vis au sérieux.

La Suisse devrait-elle davantage chercher le soutien indirect des Etats membres?

C'est possible. Mais l'Union n'est plus la même qu'il y a une dizaine d'années. Les nouveaux membres n'ont pas les mêmes rapports avec la Suisse que nos voisins. Ils ne voient pas pourquoi il faudrait nous traiter de manière préférentielle par rapport à



© STEMUTZ.COM

Astrid Epiney est rectrice de l'Université de Fribourg depuis 2015. Elle est également vice-présidente de la Chambre des hautes écoles universitaires de swissuniversities et professeure de droit européen, international et public. Ses recherches portent notamment sur le droit européen et les relations Suisse - UE. Elle est de double nationalité allemande et suisse. astrid.epiney@unifr.ch

d'autres pays tiers. Il faut rappeler que les résolutions encadrant les relations avec la Suisse sont prises par le Conseil européen, qui représente les 27 Etats membres. Et, depuis 2008, il répète tous les deux ans qu'il faut résoudre les questions institutionnelles. Avec à chaque fois un ton un plus ferme... Concernant le domaine de la recherche, nous avons en tout cas obtenu des appuis auprès des institutions académiques des pays de l'UE. Elles ont exprimé officiellement leur soutien à une pleine association de la Suisse.

Justement, l'abandon de l'accord-cadre ne touche pas que la recherche. Que faut-il craindre d'autre?

Un impact négatif pour un nombre croissant de secteurs économiques du pays. L'accord-cadre aurait obligé l'UE à harmoniser avec la Suisse les standards de conformité des produits et des services. Jusqu'à présent, l'Union l'avait fait de manière volontaire, mais cela va s'arrêter. Et sans harmonisation,

les entreprises en Suisse devront faire certifier les produits destinés au marché européen, ce qui génère une bureaucratie lourde, des coûts, ainsi que des incertitudes commerciales. Cela aura des conséquences profondes sur l'économie. Le secteur du medtech a été le premier touché en 2021. Ce sera prochainement au tour de l'industrie des machines, probablement en 2023. Les associations faitières disent que les entreprises commencent à se demander où elles veulent investir: vont-elles ouvrir une nouvelle usine en Argovie, ou plutôt en Allemagne voisine, afin d'éviter les procédures de certification? Ce qui coûterait chez nous des places de travail, souvent assez qualifiées.

Plus de la moitié des professeur·e-s d'université en Suisse sont de nationalité étrangère. Quelle est selon vous la limite acceptable sur un plan politique?

Je ne pense pas qu'on puisse donner de pourcentage. Cela dépend beaucoup de l'institution – on peut difficilement comparer une petite haute école pédagogique et une grande université. Il faut aussi rappeler que nos universités ont toujours été très internationales: nous comptons à Fribourg près de 50% de professeur·e-s d'origine étrangère. Mais on doit faire attention et assurer des perspectives de carrière attrayantes aussi pour la relève suisse.

Les universités veulent s'engager dans la communication et sur les questions politiques. Mais un scientifique étranger qui reste ici seulement quelques années sera peu motivé. Une contradiction?

Je ne vois pas forcément de problème: il partagera peut-être volontiers ses connaissances à l'occasion d'une journée portes ouvertes. C'est plutôt une question de personnalité et de compétence, ainsi que de la motivation à faire d'autres choses que la recherche et l'enseignement au sens étroit du terme. Certains profils sont davantage faits pour la communication que d'autres. Il y a assez de place pour tout le monde.

Daniel Saraga est rédacteur scientifique indépendant.

People & News

Après une édition 2020 annulée en raison de la pandémie, la cérémonie du **Dies academicus** a retrouvé son écrin de l'Aula magna de Miséricorde, le 15 novembre 2021. A cette occasion, l'Université de Fribourg a non seulement remis les titres de docteur-e-s honoris causa 2021, mais a également honoré les élu-e-s de l'année dernière qui étaient: **Rudolf Muggli** pour la Faculté de droit, **Robin Elizabeth Mansell** pour la Faculté des sciences économiques et sociales et du management, **Roberte Hamayon** pour la Faculté des lettres et des sciences humaines, **Volker Leppin** pour la Faculté des lettres et des sciences humaines conjointement avec la Faculté de théologie et **Kevin J. Tracy M.D.** pour la Faculté des sciences et de médecine. L'édition 2021 a également vu cinq nouveaux titres attribués par nos facultés. Celle de droit a octroyé le titre de docteur honoris causa à **Mario Gattiker**, directeur du Secrétariat d'Etat aux migrations, soulignant son expertise en droit de la migration et de l'asile, ainsi que son sens aigu de l'importance de l'Etat de droit démocratique. La Faculté des sciences et de médecine a décerné son titre à **Susan M. Gasser**, honorant une professeure réputée mondialement en tant qu'épigénéticienne, pour l'excellence de sa recherche et son engagement pour la promotion des femmes dans la recherche en Suisse. La Faculté des sciences économiques et sociales et du management a honoré **Jan Jenisch**, l'un de ses diplômés les plus brillants, qui a écrit l'histoire économique de la Suisse en s'opposant (avec succès) à la vente des parts des actionnaires d'une grande entreprise suisse à un groupe français. Outre ses réalisations commerciales considérables, la Faculté a aussi souligné son engagement en faveur de la durabilité chez le cimentier LafargeHolcim, qu'il dirige en tant que PDG depuis 2017. Le doctorat honoris causa de la Faculté de théologie est revenu au **père Jean Jacques Pérennès OP**. Ce frère dominicain, philosophe de formation et docteur en économie, vit dans le monde arabe depuis plus de 30 ans. Ses sujets de

prédilection sont le dialogue interreligieux, le printemps arabe et la situation des chrétien-ne-s en Orient. Enfin, la Faculté des lettres et des sciences humaines a attribué son titre à **François Nordmann**, ancien ambassadeur de Suisse et chef de délégation auprès de l'UNESCO. En tant que promoteur de la coopération universitaire et du dialogue académique, il est un artisan intellectuel du rayonnement culturel et politique de la Suisse en général et de Fribourg en particulier. Son combat contre l'antisémitisme et pour une Europe solidaire et sociale, ainsi que pour des relations apaisées entre la Confédération helvétique et l'Union européenne, demeure des plus exemplaires.

Le Dies academicus est également l'occasion de remettre plusieurs prix académiques. Le Prix Leuba 2021 de la Faculté de théologie a été remis à **Johanna Bernhard** pour son travail de master intitulé «Was kommt nach dem Tod? Theologische Aussagen über das Unsagbare bei Karl Barth, Joseph Ratzinger und Gisbert Greshake». Le Prix Vigener de la Faculté de droit a été attribué *ex aequo* à **Patricia Meylan** pour sa thèse de doctorat portant sur «La capacité pénale / Le concept de Carl Stooss (1893) et sa continuité dans le Code pénal suisse» et à **Liliane Denise Minder** pour son travail intitulé «Die Unverjährbarkeit von Ansprüchen aus Grundrechts- und Kerngehaltsverletzungen / Ein Beitrag zum Umgang mit sozialen Randgruppen in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel fürsorgischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen». Le Prix Vigener de la Faculté des lettres et des sciences humaines revient également *ex aequo* à **Aurora Panzica** et **Sophie Jaussi** pour leurs travaux intitulés respectivement «'Il était deux fois'. Philippe Forest écrivain-professeur: l'entaille du roman dans le bois du savoir» et «De la Lune à la Terre: les débats sur le premier livre des Météorologiques d'Aristote au Moyen Âge latin (XII^e-XV^e siècles)». La Faculté de sciences et médecine a, quant à elle, attribué son prix à **Anirvan Guha** pour son travail portant

sur les «Bio-Inspired Energy Converting Materials (Physique)». Enfin, **Sven Grossrieder** et **Patric Raemy** ont reçu le Prix Vigener de la Faculté des sciences économiques et sociales et du management pour leurs travaux intitulés respectivement «Individual/Contextual Ambidexterity and Management Controls» et «The Role of Journalistic Roles in Journalism. Toward a more holistic perspective in role-related research». Le Prix Chorafas de la Faculté des sciences et de médecine est revenu à **Subhajt Pal** pour son travail de thèse portant le titre «Towards Sequence Controlled Polymer Synthesis». Le Prix Lichtenstein 2021 a été remis à **Oliver Dürr** de la Faculté de théologie pour sa thèse «Homo Novus: Zur eschatologischen Transformation des Menschen im Zeitalter des Transhumanismus» et à **Valérie Savioz-Viaccoz** de la Faculté de droit pour sa thèse «L'embryon in vitro – Emergence d'un nouvel objet de droit: qualification juridique et contrats». Le premier Prix enseignement / Credit Suisse Award for Best Teaching de l'Université de Fribourg a été attribué à **Baptiste Hildebrandt** pour l'excellence et l'innovation de son enseignement dans le domaine de la physique à la Faculté des sciences et de médecine.

Enfin, en dehors du Dies academicus, d'autres personnalités de l'Université se sont vues récompensées. La Professeure **Christiana Fountoulakis** de la Faculté de droit a été brillamment élue au Conseil du European Law Institute. **Isabelle Chabloz**, professeure à la Chaire de droit économique, a été nommée au Corporate Committee de la Capital Markets and Technology Association (CMTA). Le Professeur de chimie **Dmitry Katayev** a, quant à lui, reçu non pas une, mais deux récompenses: le Thieme Chemistry Journal Award 2021 et le Junior Scientist Program Fellowship (JSP – Bürgenstock). Enfin, la traditionnelle conférence Chaim Waizman a permis d'accueillir dans nos murs pour une passionnante discussion le Prix Nobel **Paul Nurse**.



Hansjörg Schmid

Directeur du Centre Suisse Islam et Société (CSIS)
de l'Université de Fribourg

Qu'est-ce qui vous ennuie?

Les monologues

**Que devriez-vous
améliorer chez vous?**

La patience

Un regret?

Non, je ne
regrette rien...

En quoi croyez-vous?

L'homme et sa capacité
d'écoute

De quoi n'avez-vous aucune idée?

Chaque phénomène est tellement
complexe qu'on arrive vite aux limites
de ses connaissances

Vos principales qualités professionnelles?

Amener des positions
opposées à dialoguer

Quelle question vous posez-vous encore et encore?

La théodicée, comment Dieu
peut-il permettre tout cela?

Quelle femme ou homme admirez-vous?

Le sociologue José Casanova
pour ses réflexions
critiques sur la sécularité
et la religion

Avez-vous un tic?

Il faut demander à mes collègues

A quelle époque auriez-vous aimé vivre?

Vers 1900 en Bosnie, quand l'islam et l'Europe
étaient pensés ensemble